



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

6.45.11.

Don. Lud. 504.

von Rango's
sämmtliche Schriften.

Erster Theil.

T a t e n j á

oder

die protestantische, deutsche Colonie am
Rio St. Francisco in Brasilien.

B e r l i n.

Gedruckt bei **H. G. Hermann.**

1 8 3 8.

Tatenjá

oder

die protestantische, deutsche Colonie am
Rio St. Francisco in Brasilien,

von

Ludw. Fr. von Rango,
Christ-Lieutenant a. D. und Ritter u. u.

In vier Bändchen.

Berlin:

Gedruckt bei H. S. Hermann.

1838.

Vorwort.

Als ich in den Jahren 1819 und von der Natur mit so unendlicher und geschmückten Fluren Brasiliens glücklich war, führte mich eine Reise in das Innere des Landes, auch an den wasserreichen Rio St. Francisco.

Ich fand an dem rechten Ufer desselben, weit entfernt von den letzten Spuren der Civilisation, die Ueberreste einer Colonie, die ihren Ursprung einem Deutschen, einem Protestanten verdankte. Ihre höchst anmuthige Lage und die vielfältigen Gefahren und Drangsale, unter denen der Stifter derselben sein Werk vollendet hatte, gaben mir den Stoff zu der vorliegenden Erzählung, deren Tendenz die Wahrheit des Sazes bestätigt, daß ein wahrhaft religiöser Sinn, welcher Glaube ihn auch erzeugte, mit

Beharrlichkeit und Ausdauer das Ziel seines Strebens erreicht, selbst wenn Alles sich gegen ihn zu verschwören scheint.

Alles ist eitel! nur das Streben nach der höheren Erkenntniß und nach der Verbreitung derselben, erzeugt eine wohlthuende Befriedigung und findet seinen Lohn.

von Kango.

Tatenjá.

Erstes Bändchen.

Erstes Kapitel.

Dort neben dem Schatten uralter Wälder
Erhebt sich ein Felsen hoch über die Felder;
Stolz trägt er sein Haupt, mit der Krone
Die gläubige Fürstent und Völker beglückt;
Dem Zeichen des Glaubens, dem Tempel!

In dem rechten Ufer des wasserreichen Rio St. Francesco in Brasilien, ohnfern der Mündung des Pororóca*), erhoben sich, auf einer sanften, fruchtbaren Anhöhe, die Gebäude einer Fazenda, oder Colonie, deren freundliches Aeußere dem Beschauer wenig zu wünschen übrig ließ und dem Kenner des brasilianischen Nationalcharacters auf den ersten Blick die Ueberzeugung einflößte, daß dieses Werk einem fremden, an Fleiß und Ausdauer gewöhntem Geiste, nicht einem brasilianischen, Ursprung und Vollendung verdankte.

Auf einem freistehenden Felsen, dem höchsten Punkte der erwähnten Anhöhe, ragte eine wohlgebaute kleine, aber doch geräumige Kapelle, mit dem schon seit Jahrhunderten bis in diesen Himmelsstrich

*) Ein kleiner Fluß, wegen seines geräuschvollen Strömens so genannt.

verbreiteten Zeichen des christlichen Glaubens, dem Kreuze hervor.

Vier hochstämmige Platanen, die einzigen auf der Höhe noch übrig gebliebenen oder von den Pflanzern verschonten Sprößlinge des Urwaldes, beschatteten mit ihren dichtverwachsenen Zweigen und großartigen Blättern die Stätte der Andacht und gaben derselben einen ebenso ehrwürdigen, als heiligen Charakter, der durch einen, am jenseitigen Abhange durch Felsen und wildes Gesträuch mit leisem Murmeln herabströmender Quell noch erhabener wurde.

Vor diesem der Andacht geweihten Orte, etwas tiefer am südlichen Abhange, lagen gleichsam amphitheatralisch das Wohnhaus der Fazenda und die sich an demselben in symmetrischer Ordnung anschließenden, der Wirthschaft bestimmten Gebäude, einen geräumigen Hof bildend, in dessen Mitte 8 Orangenbäume ein großes Becken überschatteten, in welchem sich das durch eine künstliche Leitung aus dem hinter der Kapelle entspringenden Quelle herbeigeleitete Wasser, zum Gebrauch für alle lebende Bewohner der Fazenda sammelte. Sämmtliche Gebäude waren von kleinen Gärten und Baumanlagen umgeben, die, obgleich in den besten Culturzustand erhalten, doch ihr jugendliches Alter verriethen. Der ganze Raum, auf welchem die Gebäude und kleinen Gartenanlagen sich aus-

Von dem Gipfel des Kapellenberges zeigte sich dem forschenden Blick die ganze Ausdehnung der zur Fazenda gehörigen Ländereien, unter denen besonders die gegen Morgen gelegene große Kaffeepflanzung überraschte. Mit Entzücken verweilte das Auge, von diesem Punkte aus auch auf die entfernteren Umgebungen, welche gegen Abend von dem undurchdringlichen Dunkel eines Urwaldes, dessen bezaubernder Anblick außer dem Bereich der Beschreibung liegt, begrenzt wurden. Jenseits der großen Kaffeepflanzung erstreckte sich eine weite Ebene, die auf mehrere Leguas Entfernung von den Bewohnern der Fazenda zum fruchtbarsten Ackerland umgeschaffen, früher wohl Jahrtausende hindurch nichts als Wälder getragen haben mochte.

Gegen Mitternacht endlich, hinter dem Kapellenberge, erhoben sich in mannichfaltigen Gruppen steile Granitfelsen, nur durch das Bett des kleinen Pororóca-Flusses von der Fazenda getrennt; sie bildeten den Arm einer größeren Gebirgskette, die sich tief in das Land hineinzog. Doch ragten die Felsen noch 100 Fuß über den Kapellenberg so steil empor, daß es dem menschlichen Fuß nur mit der größten Anstrengung gelingen konnte, den mit Gesträuch bewachsenen Gipfel zu erklimmen und so für die Fazenda eine Schutzwand gegen Wind und Wetter bildend, trugen sie nicht unbedeutend zu der Fruchtbarkeit des Thales bei.

Der hinter der Kapelle entspringende Quell nahm seinen Lauf, nachdem er die innere Seite der Kaffeepflanzung bespült hatte, in verschiedenen Krümmungen durch das Thal und verstärkte noch mit andern aus dem Gebirge herabströmenden Gewässern, den kleinen tobenden Pororóca, der sich nach einem Lauf von ohngefähr 5 Leguas mit dem St. Francisco vereinigte. Beide Ufer des Pororóca waren mit Wiesen und Weideplätzen eingefaßt, auf denen die bedeutenden Viehheerden der Fazenda reichliche Nahrung fanden.

Von dem einzigen Thore der Fazenda führte ein schmaler Fußpfad, nur durch den Pororóca un-

terbrochen, über welchen ein bequemer Steg gelegt war, zuerst nördlich bis an den Gebirgsarm, dann aber in einer östlichen Richtung über dieselbe nach der mehr als 25 Leguas entfernte Hauptstraße, die sich durch die Provinz Minas nach Rio de Janeiro hinzog.

Zweites Kapitel.

Raum hat der Tag die Herrschaft übergeben,
So tobt der Sturm gewaltig durch die Nacht;
Die Erd' will er aus ihren Angeln heben,
Es dröhnt sein Schall bis in die tiefste Schacht.
Doch furchtlos steht bei Nacht und Ungewittern
Das gläub'ge Herz; es hat nicht Noth zu zittern.

Die Sonne neigte sich ihrem Untergange und ein gewaltig breiter Schatten, an dem Rande des gegen Abend gelegenen Urwaldes, lag auf dem eben beschriebenen anmuthigen Thal; da ertönte von dem kleinen Thurme des Wohnhauses der Fazenda ein lange verhallendes Glockengeläute. Noch gab das hundertfache Echo die Töne desselben melodisch wieder, als schon in munterem Lauf die auf ihren Weideplätzen jenseits des Pororóca zerstreuten Heerden sich dem Ufer des Flusses naheten, um jede zuerst die Durchfurth neben dem Steg zu gewinnen. Zuerst erschien ein Trupp von mehr als 30 Pferden, von der Stimme eines rüstigen Negerknaben oder Muleques Namens Tekindjakon (die List) geleitet.

Tekin, der Kürze wegen so genannt, öffnete das Thor und ließ seine Schutzbefohlenen flinken Rosse vorsichtig in den Hof, und nachdem er das Thor wieder geschlossen, in den zu ihrem Obdach bestimmten Schuppen.

An der Thüre des Wohnhauses stand ein ehrwürdiger Greis, bei dessen Anblick Tekin, einen ehrfurchtsvollen Gruß zu bezeichnen, die rechte Hand auf die Brust legte.

„Beeile dich Tekin, sagte der Greis, damit du der kleinen Na h n a behülflich sein kannst, die Schaaf, die sie unterhalb der Orangenbäume weidet, einzubringen.“

Tekin beeiferte sich mit sichtbarer Freude den Befehl des Greises zu vollziehen und sprang, nachdem er seine Rosse unter Dach gebracht, mit Blitzesschnelle wieder zum Thore hinaus.

„Warum hast du, mein Vater, das Zeichen mit der Glocke gegeben?“ fragte ängstlich die wohlklingende Stimme der so eben aus dem Hause tretenden Na h o n (Sonne); der schönen Schwiegertochter des Greises. „Ist Gefahr zu befürchten?“

„Richte dein Auge zum Himmel und sieh wie die Wolken sich thürmen“ antwortete der Greis. „Ich sah ihrem Spiele lange zu, ohne daß mir der Gedanke an ein Gewitter eingefallen wäre, aber plöz-

lich erschien jene dunkelblaue Wolke dort im Hintergrunde mit ihrem goldnen Saum; und ich müßte mich sehr täuschen, wenn diese uns nicht ein starkes Wetter bereitete.“

„Wäre nur mein Tavor und Copry erst von der Jagd zurück, entgegnete Mahon; sie bleiben aber auch immer so spät.“

„Die Sehnsucht deines Herzens, meine Tochter, läßt dir die Zeit lang werden und macht dich ungerecht. Mein Sohn kehrte stets vor Einbruch der Nacht von der Jagd zurück, weil er die ängstliche Sorgfalt seiner Gattin kennt. Wir haben auch noch eine volle Stunde, bevor der Tag der Nacht die Herrschaft übergiebt; nur jene Wolken verfinstern den Abend und scheinen den Tag abkürzen zu wollen. Beherrsche also dein ängstliches indianisches Blut; unserm Tavor wird kein Unfall widerfahren, er ging mit Gott.“

„Gott wird ihn schützen,“ sagte Mahon und ging ihrer eilfjährigen Tochter Nahna entgegen, die in der letzten Stunde die Schaafe auf ihrem Weideplatze hinter den Orangenbäumen gehütet hatte, weil die kleine Sklavin Chapt (Rabe), der dies Geschäft eigentlich gehörte, zu einem anderen Dienst im Hause angewiesen worden war.

Die großen Heerden der Kühe und Schweine waren gleichfalls unter ihrem Obdach und Tefin beschäftigt die Schaafe einzubringen. An der Hand ihrer Mutter hüpfte Nahna zur Pforte herein und edte, als sie den Großvater an der Hausbemerkte, im Fluge auf ihn zu.

„Tatenja! Tatenja!“ rief sie im kindlichen Entzücken, „sieh nur diese wunderschöne Blume. Hast du schon eine so schöne Blume gesehen?“

Der Großvater nahm zuerst die kleine hüpfende Enkelin auf den Arm und küßte sie, dann betrachtete er die Blume. „Es ist wahr“, sagte er, „die Blume ist schön. Sie trägt aber auch die Farbe des allgütigen Himmels.“

„Ja“, unterbrach Nahna, aber auch die Farbe der Augen meines Vaters und des lieben Großvaters Tatenja.“

„Der kleine Schelm, sagte Mahon leise, sie ist schon eitel auf die ihre deutsche Abkunft bezeichnenden Azurnen Augen.“

Eine Stunde mochte nach diesem Gespräch verfließen sein, als die sämtlichen Einwohner im Innern des Hauses versammelt waren.

Der Greis Tatenja saß in einem geräumigen Zimmer des Hauses, auf einem bequemen Armstuhl; vor ihm auf einer Strohmatte Nahna und

Nahtama; letztere eine kleine Indianerin, die Gespielin der Mahna. Die Blicke des ehrwürdigen Greises forschten von Zeit zu Zeit durch die Glasscheiben (eine Seltenheit in den Fenstern der brasilianischen Fazenda), um zu erfahren, ob seine Vertheilung wegen des Gewitters gegründet sey. Die beiden Kinder spielten mit einer selbstgefertigten Puppe und unterhielten sich unbefangen, ohne die Besorgniß des Großvaters zu theilen. Mahon ging ab und zu, mit häuslichen Angelegenheiten beschäftigt, aber auf ihrem schönen Antlitze die beängstigenden Gedanken, an ihren in Gefahr geglaubten Gatten verrathend.

Am das Wohnzimmer der Familie stieß ein anderes, weit größer und geräumiger als jenes. Mitten in diesem weiten Raum saßen die sämmtlichen Diener, Sklaven und Sklavinnen, 24 an der Zahl, in einem Kreise auf dem Fußboden und verzehrten fast lautlos ihre eben von Croane, einer Indianerin, der Mutter der kleinen Nahtama, bereitetes und aufgetragenes Mahl.

Die Müdigkeit hatte den Greis überwältigt. Sanft beugte sich sein ehrwürdiges Haupt auf seine Brust und tiefere Athemzüge ließen bemerken, daß sein Geist vom Schlummer umfangen war.

„Stille, stille! rief Rahna der eintretenden Mutter zu, Großvater schläft.“ Mahon näherte sich dem Schlafenden, um ihm ein sanftes Ruhekissen hinter den Kopf zu legen. Sie beobachtete die Züge des schlummernden Vaters, ein so treues Bild der höchsten Seelenruhe, und faltete die Hände wie zum Gebet. Rahna trat unbemerkt zur Seite der Mutter, sah bald diese, bald den schlummernden Großvater an, und faltete dann, indem sie sich dicht an ihre Mutter anschmiegte, auch ihre kleinen Händchen zum Gebet.

Starker Regen ergoß sich und entfernte Donner rollten mit lang verhallendem Echo durch die Luft.

Es liegt wohl außer den Gränzen der Möglichkeit, sich eine richtige Vorstellung von dem furchtbaren erhabenen Eindruck eines nächtlichen, von Sturm begleiteten Gewitters in einem Urwalde Brasiliens, zu machen, ohne ein solches selbst erlebt zu haben, und um so schwerer wird die Beschreibung selbst dem, der öfter Gelegenheit hatte, diese, in seiner Furchtbarkeit Alles überbietenden Naturscheinung zu beobachten. Gefährvoller ist zuweilen der Sturm auf dem Meere, besonders in der Nähe des Landes, doch grausenerregender nicht.

Wie oft habe ich dem Wüthen der Elemente, nachdem die nöthigen Vorsichtsmaßregeln des Herab-

lassend der oberen Seegel und Masten u. s. w. angewendet worden waren, mit sorgenloser Ruhe zugehoben und mit Vergnügen dem Heulen des Windes in dem Laumwerke, dem Rasseln und Knarren der Masten und Segelstangen gelauscht, und ohne die mindeste Furcht das Walzen und Stampfen des Schiffes, das dadurch entstehende Dehnen, Winden und Knistern und die Laufe der überschlagenden Wellen empfunden; aber niemals konnte ich bei einem nächtlichen Gewitter in einem Urwalde meine Furcht ganz bemeistern. Das wüthende Toben des Windes in den Riesenbäumen, das Getöse und Geräusche der vom Sturm gebrochenen und umgestürzten oder mit ihren Wurzeln aus der Erde gerissenen und gewundenen Stämme, das prasselnde Herabstürzen losgebrochener Nester, der in Strömen herabfallende Regen, das unaufhörliche furchtbare Rollen des Donners, von hundertfältigem Echo wiedergegeben, die durch die Schatten des in Nacht verhüllten Waldes zuckenden Blitze, das Geheule und Gebälle der wilden Thiere, erzeugt den Gedanken einer Gefahr, die das Herz, selbst bei der größten Selbstüberwindung, nicht ohne Furcht läßt.

Bei dem Zucken des ersten Blitzes, auf den ein gewaltiger Donnerschlag folgte, erwachte der Greis. Mutter und Tochter waren auf ihre Kniee

gesunken und im inbrünstigen Gebet begriffen. Tarrenja's Auge, sattfam an dergleichen Naturerscheinungen gewöhnt, verrieth keine Spur von Furcht. Er stand von seinem Sitze auf und zog sich, der Gewohnheit gemäß, mehr in das Innere des Zimmers zurück. Mahon und die Kinder folgten seinem Beispiele.

In der Vorhalle, wo die Sklaven ihre Abendmahlzeit eben beendet hatten, war kein Laut hörbar. Männer und Weiber lagen mit dem Gesichte auf dem Fußboden, um den Strahlen des Blizes zu entgehen. Die Furcht hatte sie alle mehr oder minder überwältigt; nur Croane setzte furchtlos ihre häuslichen Geschäfte fort, indem sie von Zeit zu Zeit den von Furcht Befallenen, Worte der Ermuthigung sprach. „Steht auf, ihr Furchtsamen! rief sie endlich mit Unwillen. Wofür fürchtet ihr euch? hat euch euer Herr nicht gelehrt, daß das Gewitter nichts als eine heilsame wohlthätige Naturerscheinung ist?“ Aber lange Zeit brauchte Croane, um nur einige der zur Erde gebeugten Häupter empor zu richten. Der erste, der sich ein Herz faßte und vom Boden aufstand, war der Muleques Tekin und nur nach und nach folgten die übrigen männlichen Sklaven, und als Mahon hereintrat, erst die Mädchen und Weiber. Aber eine Stille und Lautlosigkeit herrschte

noch immer unter der ganzen Dienerschaft, die gegnugsam bewies, daß die Belehrungen Latenja's noch nicht ganz im Stande gewesen waren, ihre furchtsamen Ansichten von dem Gewitter, als ob dasselbe von der Macht eines bösen Geistes herrühre, aus ihren Herzen zu verdrängen. Auch Latenja, der wohl mußte, wie weit seine Belehrungen Eingang gefunden hatten, trat, die beiden Kinder an der Hand, in die Vorhalle. Alle sahen den Eintretenden erwartungsvoll entgegen, indem auf ihren Gesichtern die Angst zu lesen war, daß er komme, ihnen eine nahe große Gefahr zu verkünden.

Alein seine Worte waren nur Ermahnungen, seine früheren Lehren zu beherzigen und nachdem er selbst dem ängstlichsten der Sklaven, dem alternden Domingo, seinen Muth wiedergegeben hatte, ermunterte er alle Anwesenden sich auf ihre Knie nieder zu lassen und in einem andächtigen Gebet ihren Geist zu Gott zu erheben. Er selbst blieb mit den Kindern in der Mitte, faltete die Hände und sprach ein kurzes, aber Jedem verständliches Gebet, dessen Inhalt eine Danksagung und zugleich die Bitte enthielt, ihn und die Seinigen für Gefahr zu schirmen. Er gedachte in diesem Gebete seines immer noch abwesenden Sohnes und dessen Gefährten. Aus Mahons andachterglühem Auge fiel eine große Thräne des

Dankes und unverkennbar war die Jubelmüdigkeit ihres Gebets.

Eine abermalige Stille folgte dem Gebet, die auch das leiseste Geräusch hörbar gemacht haben würde. Plötzlich ward sie unterbrochen. Der dreifach erneute Schall des am Thore angebrachten Hammers verhallte mit tiefem Echo. Jedes Ohr schien aufmerksam die Schläge des Hammers zu zählen, das Ohr Mahons sie mit gespannter Erwartung gleichsam zu verschlingen. Kaum war der dritte Schlag verhallt, als alle wie aus einem Munde ausriefen: Tabor! Tabor! — Und Copry, flüsterte die Stimme Groärens nach. Mahon flog nach der Thüre, aber die sanfte Stimme des Greises ermahnte: „Nicht so eilig, meine Tochter. Beherrsche deine Sehnsucht nur noch wenige Augenblicke. Es ist gerathener, wenn Tekin zuerst zur Pforte geht, um sie zu öffnen, nachdem er sich überzeugt haben wird, daß der Klopfende zu unserem Kreise gehört. „Langsam trat Mahon, der Warnung des Großvaters gehorchend, zurück und Tekin schickte sich an, dem Wink des Herrn zu folgen. „Sei vorsichtig Tekin, sagte der Greis, und öffne nicht eher, bis du die Ueberzeugung hast, daß Niemand anders als Tabor und Copry Einlaß begehren.“

Ein blitzender, die Verschämtheit seines Geistes verrathender Blick war die Antwort Tekins, mit dem er eiligst das Zimmer verließ.

„Dzoäre! rief nun der Greis einem anderen Sklaven zu, der wegen seiner Treue und Anhänglichkeit diesen Namen Hund erhalten hatte, folge dem Musleques.“ Dzoäre verstand den mit einem geheimnißvollen Wink gegebenen Befehl und verließ unmittelbar nach Tekin die Halle. In gespannter Erwartung sahen Alle dem Kommenden entgegen; da erschallten die dreifachen Schläge von der Pforte noch einmal herauf; aber heftiger und schneller auf einander folgend als das erste Mal, gleichsam als wollten sie das Öffnen durch ihre Ungebuld beschleunigen. Unwillkürlich fuhren Alle bei dem hellen Schalle, der durch die offen gebliebene Thüre hereindrang, erschrocken zusammen; aber ein Laut der verhaltenen Angst hob sich aus Mahons, mit Ahnung der Gefahr für ihren Gatten erfüllten Brust, als der Dreischlag an der Pforte zum dritten Mal und so heftig und ungeduldig ertönte, daß kein Zweifel mehr an die vorhandene Gefahr der Klopfenden übrig blieb. Ohne weiteren Befehl von dem Vater der Familie zu erwarten, griff Lemapu Pahon (das gute Herz), nach seiner an der Wand hängenden Wüchse und eilte den unbewaffnet hinausgegangenen

Tekin und Dzoäre nach. Ein Wink von ihm genügte, die übrigen Diener und Sklaven zur Nachahmung seines Beispiels zu ermuntern und in weniger als einer Minute hatten alle bewaffnet die Halle verlassen. Mahon blickte ängstlich fragend nach dem Vater, und da sie in seinen Augen die Billigung der von Pahon genommenen Maaßregel erkannte, unterdrückte sie ihr Angstgefühl und indem sie zum Groänen trat, gab sie dieser und ihren Sklavinnen die nöthigen Befehle, die sie schon öfter bei ähnlichen Gelegenheiten, wo Gefahr der Fazenda bedrohte, gegeben hatte. Alle entfernten sich hierauf mit der größten Ruhe und Ordnung und Tatenja trat mit den Kindern in sein Zimmer zurück.

Drittes Kapitel.

Muth schützt nicht immer vor Gefahren;
Die Vorsicht und ein wenig List
Uns sich'rer oft für sie bewahren.

Die isolirte Lage der Fazenda, von dem nächsten bewohnten Orte der angränzenden Provinz mehr als eine Tagereise entfernt, die Nähe der wilden Stämme der Indianer, besonders aber die häufig verübten Gewaltthatigkeiten der in den benachbarten Diamanten-Distrikten gegen die herumstreichenden Grimpeiros (Schleichhändler) aufgestellten Soldateska, machte eine besondere Vorsicht zum Schutz der Personen und des Eigenthums nöthig. Daß diese Vorsicht von dem Gründer der Fazenda angewendet worden war, sprach sich schon in der Anlage der Gebäude und in der Wahl des Ortes deutlich aus, die zugleich den Beweis lieferte, wie nicht allein der Geist eines erfahrenen Mannes, sondern auch der eines erfahrenen Kriegers sie getroffen hatte. Die Wohnungen waren nicht nur bequem und geräumig angelegt, sondern auch für den An-

griff böswilliger Rotten geschüst. Die den Hofraum einschließende steinerne Mauer, mit Schießscharten versehen und der vor derselben gezogene breite Graben, welcher vom Kapellenberge aus mit Wasser gefüllt werden konnte, gaben dem Ganzen das Ansehen einer kleinen Befestigung. Die vor dem Thore befindliche Zugbrücke war meisterhaft construirt und gearbeitet; mit Leichtigkeit konnte sie selbst von dem Muleques emporgezogen werden. Das Thor, mit einer besonderen Pforte für einzelne Personen, lag in einem von Mauerwerk gebildeten Vorsprunge, der einem Bastion nicht unähnlich war. Neben der Pforte erhob sich eine Art von Warthe, in welcher sich der zur Bewachung des Eingangs bestimmte Diener verbergen, und von derselben mit denen, welche Einlaß begehrten, parlamentiren konnte. Diese kleine Festung, wenn sie auch dem groben Geschütz nicht lange Widerstand geleistet haben würde, entsprach doch vollkommen dem Zwecke, welchen den Erbauer, den wir bereits in der Person des sogenannten Tatenja (die Ruhe) kennen gelernt haben, damit verband, dem Zwecke, sich gegen den Ueberfall der listigen Indianer und gegen die Gewaltthätigkeiten der brasilianischen Soldateska und intriganten Justiz zu sichern. Schon einige Mal hatten sowohl die benachbarten wilden

Stämme der Indianer, als auch die gegen die Grimpaios aufgestellten Truppen Ueberfälle versucht und die sogenannte Justiz ihren habgierigen Arm nach der Wohlhabenheit verrathenden Fazenda ausgestreckt; allein bisher waren alle Versuche dieser Art an die von Tatenja's Weisheit getroffenen Maaßregeln gescheitert und die Sicherheit seiner Familie und deren Eigenthum geschützt.

Der kleine listige Tefin bestieg die Warthe und blickte vorsichtig, von dem Leuchten des Blizes begünstiget, durch die Schießscharten. Bald gewahrte er jenseits des Grabens einen Trupp bewaffneter Reuter, von dem einige abgestiegen, sich damit beschäftigten, einen Uebergang über den Graben aufzusuchen. Zwei Männer zu Fuß, die Tefin in der ersten Ueberraschung gleichfalls für Soldaten gehalten hatte, standen bereits diesseits des Grabens, in die Vertiefung der Mauer, welche das Thor bildete, versteckt. Nach einigen Augenblicken, die der Musleques bedurfte um seine Furcht zu überwältigen, redete er die in der Vertiefung der Mauer versteckten Männer mit leiser Stimme an und fragte sie, wer Einlaß begehre. Die Antwort ward eben so leise aber doch deutlich genug gegeben, daß Tefin die Stimme seines Herrn Tabor erkennen konnte. Freudig kieg er von der Warthe herunter und öff-

nete, mit Hülfe des während dieser Zeit herbeigekommenen Dzoäre die Pforte. Tavor und sein Begleiter Copry traten schnell, aber vorsichtig ein; und ehe Pahon und die übrigen Bewaffneten sich nahten, war die Pforte bereits wieder geschlossen. Während nun Tavor sich damit beschäftigte, einen Beobachtungsposten auf die Warthe zu stellen und denselben mit den nöthigen Instructionen zu versehen, übergab Copry die schwere Beute ihrer Jagd den Sklaven und Tekin eilte in das Haus zurück, um den Großvater und Mahon, deren Besorgniß ihm nicht entgangen war, von der glücklichen Rückkehr Tavor's in Kenntniß zu setzen und über Alles was er gesehen, Auskunft zu geben. Indem Tavor nun ebenfalls in das Haus zu treten im Begriff war, kam ihm Mahon schon mit offenen Armen entgegen und an seinem Halse hängend, vergoß sie eine Thräne der Freude der Wiedervereinigung mit dem liebsten Gegenstand ihres Seyens, den sie, in ihrer Phantasie, schon in der größten Lebensgefahr gewähnt hatte. Ein inniger Kuß der Liebe beruhigte das herrliche Weib völlig, und mit einem von Heiterkeit strahlendem Auge trat sie an der Hand des Vaters in Tatenja's Zimmer.

Tatenja trug die kleine Gafelin auf dem Arm, dem Vater entgegen. Rahna, vor Ungeduld den

väterlichen Bewillkommungsfuß zu erhalten, bewegte alle ihre kleinen Glieder wie fieberhaft.

„Aber wie lange ist mein guter Vater Tavor geblieben, sagte das Kind; wußtest du nicht, wie sehr sich Mahon und deine Nahna ängstigen würden?“

Tavor drückte das liebliche Kind an sein Herz und gleichsam, als wollte er ihre Vorwürfe ersticken, preßte er seinen Mund auf ihre Lippen und sagte dann, indem er die Hand des Großvaters herzlich drückte: „Nun bin ich da, und zwar mit tüchtiger Beute beladen. Auch habe ich meiner Nahna einen schönen Vogel gefangen und euch Allen viel zu erzählen. Jetzt aber muß ich mit dem Großvater allein sprechen.“ Ein bekanntes Zeichen veranlaßte Mahon mit den Kindern das Zimmer zu verlassen; und Tavor verkündete nun dem Greis die Nähe eines Trupps Reuter, unter der Anführung des berühmten Sergeanten Jozé, welche jenseits des Grabens vergebens nach einem Uebergang suchten. Sie überlegten im Zwiegespräch die besten Mittel, die unwillkommenen Gäste ohne Einlaß wieder zu entfernen.

„Aber weshalb, sagte Tatenja, hast du dich heute so verspätet und uns allen eine so schwere Sorge bereitet? — das Gewitter war furchtbar.“

„Ja, das habe ich, ein
 Tabor und erzählte dann mir
 er kurz vor dem Ausbruche
 Heimwege begriffen, jenen
 Ferne gesehen und um ihn
 nach ihrer Fazenda zu leiten
 borgen gehalten, bis er die
 fernt genug geglaubt und die
 Beute beladen, den nächsten Weg nach Hause ein-
 geschlagen habe. „Als das Gewitter im vollen Un-
 gestüm über uns einbrach, sagte er, nahmen wir
 unsere Zuflucht in die Höhle des Gebirges an der
 Panhoma (am Krötenloch). Die Reuter waren in-
 dessen nicht aus dem Thale gewichen und suchten
 gleichfalls Schutz im Gebirge. Der Zufall führte
 sie derselben Höhle zu, die wir bereits in Beschlag
 genommen hatten. Jetzt war guter Rath theuer.
 Endlich besann ich mich, daß ein zweiter sehr ver-
 steckter Ausgang aus der Höhle in das Thal führe.
 Wir benutzten denselben in dem Augenblick, als die
 Reuter an dem anderen Eingang angelangt in die
 Höhle eindrangen, und gelangten auf einem Um-
 wege glücklich bis an den Steig über den Pororoca.
 Ein heller Blisstrahl erleuchtete das ganze Thal.
 Ich hatte mich umgewendet und erblickte zu meinem
 großen Mißvergnügen, daß die Reuter quer über

die Flur, gerade auf unsere Wohnung zu ritten. Nun beeilten wir unsere Schritte und gelangten unbemerkt vor den Reutern glücklich bis ans Thor. Erst nachdem wir die Zugbrücke aufgezogen hatten, gaben wir das wiederholte Zeichen zum Einlaß. Bevor wir aber eingelassen wurden, hatten die Reuter auch schon den Graben erreicht. Von der Dunkelheit begünstigt blieb ihnen aber unser Einlaß verborgen.“

Raum hatte Tavor seine Erzählung so weit geendet, als sich auch schon ein weit verhallender Ruf hörbar machte, der in geringen Zwischenräumen mehrmals wiederholt wurde.

„Das sind die Reuter, sagte Tavor; wir müssen sie durch List zu entfernen suchen.“

Nach einigen Berathschlagungen wurde Tefin beordert die Warthe zu besteigen und mit kläglichem Stimm nach dem Begehren der Fremden zu fragen. Als diese Einlaß beehrten, mußte er erwiedern, daß er, ein Knabe und zu schwach sei, das Thor zu öffnen, geschweige denn die Zugbrücke herabzulassen. Die Bewohner der Fazenda lägen alle am Fieber erkrankt und drei derselben seyen schon in verflorner Nacht an dieser gefährlichen und ansteckenden Krankheit gestorben.

Die Antwort des Knaben schien den Reutern um so glaubhafter, da sie erst vor wenigen Tagen durch einen Ort in der Provinz gekommen waren, in welchem das Fieber wüthete und bereits über die Hälfte der Bewohner weggerafft hatte. Selbst glaubten sich nur durch schnelle Entfernung aus dem Orte gerettet zu haben. Einige unter ihnen, denen die Gefahr bei einem so furchtbaren Gewitter im Freien zu kampiren größer erschien, als die Gefahr dem Fieber zu unterliegen, schlugen vor, den Uebergang über den Graben noch einmal zu versuchen, allein ihr Vorschlag wurde von der Mehrzahl verworfen und der Beschluß gefaßt, vor der Brücke zu übernachten und den anbrechenden Tag abzuwarten. In wenigen Minuten loderte ein helles Wachtsfeuer vor dem Thore auf. Die Reuter hatten es umlagert und verzehrten bei dem Schein desselben ihre geringen Lebensmittel, die sie noch mit sich führten. Die Pferde waren abgesattelt und abgeseäumt und suchten sich, so von allen Banden befreit, selbst ihre Nahrung.

Auf der Straße blieb ein Posten, regelmäßig alle Stunden abgelöst, und drei Bewaffnete hielten an der Schwelle des Hauses ihre Wacht. Die übrigen Bewohner der Fazenda begaben sich zur Ruhe.

Viertes Kapitel.

Die edlen Steine in des Flusses seichtem Grund
Verlockten Tausende die Heimath zu verlassen;
Doch Reichthum schloß noch niemals einen ew'gen Bund
Mit dem Geschick. Extreme müssen stets sich hassen.
Den größten Schatz hat der auf Erden hier gefunden,
Der, selbst ein edles Herz, mit Edlem sich verbunden.

Der Greis, den wir bisher unter dem indianischen Namen Tatenja kennen gelernt haben, war ein Deutscher von Geburt; Sprößling einer altadelichen Familie, die durch Unglücksfälle mancherlei Art, zu dem Entschluß gekommen war, ihr Glück in einem anderen Welttheile zu versuchen. Sie brachte die Ueberreste ihres ehemals sehr bedeutenden Vermögens zusammen und verließ den Ort, in welchem ihr ältester Sohn Eduard, unser Tatenja, sein Dasein empfangen hatte.

Die in allen öffentlichen Blättern mitgetheilten und vielfältig übertriebenen Gerüchte von den ungeheuern Reichthümern, welche in Brasilien seit der neuen Entdeckung der Diamanten ohne große Schwierigkeiten zu erlangen wären, hatten auch Eduards

Vater veranlaßt, das Ziel seiner Wünsche nach jenem Lande auszustrecken.

Die erste Entdeckung der Diamanten in der brasilianischen Provinz Minas Geraes, in dem Distrikt von Serro do Frio, gehört eigentlich schon dem Ende des 17ten Jahrhunderts an; denn lange vorher, ehe sie als Edelsteine erkannt worden waren, hatten in den Gewässern des Morinhos, die dem Rio Pinheiro zufließen, die Neger beim Goldwaschen Diamanten gefunden und diese glänzenden kleinen Steine als Spielzeug benutzt, aber erst im Jahre 1728 wurden sie in Cissabon, wohin ein gewisser Bernharδο da Silva Lobo zufällig einige derselben mitgenommen hatte, erkannt; und nun erst dem Gouverneur von Minas anfggegeben, die Entdeckung zu benutzen. Die Art und Weise, wie diese Entdeckung von der portugiesischen Regierung und ihren Satrapen in Brasilien benutzt wurde, ist bekannt und der Erfolg hat bewiesen, wie mangelhaft sie war.

Die Gewisheit des Vorhandenseyns der Diamanten in den Flüssen Abaeté und Indala und andern, fällt erst in das Jahr 1769, nachdem verschiedene Abentheurer in diese Gegend gekommen und durch ihre in ein geheimnißvolles Dunkel gekleidete Mittheilungen, auf diese Distrikte aufmerk-

sam gemacht hatten. In Folge dieser geheimnißvollen Angaben drangen mehrere Rotten von Alenteurer, von den Portugiesen Bandeiras genannt, in jene Distrikte an den Ufern des Rio Abaeté vor, und fanden in der That in allen jenen Flüssen den gesuchten Edelstein.

Um jene Zeit nun, als die Nachricht von der Entdeckung der Diamanten in diesem Distrikte in Deutschland bekannt geworden war, schickte sich Eduard's oder Tatenja's Vater mit seiner Familie zur Uebersiedlung nach Brasilien an. Die Ueberfahrt, die damals noch mit größeren Entbehrungen als jetzt verknüpft war, und die vielen Unbequemlichkeiten, mit denen sie gleich nach ihrer Ankunft in Rio de Janeiro zu kämpfen hatten, ließ der Familie in sehr kurzer Zeit einen Schritt bereuen, der einmal gethan, nicht mehr ungeschehen zu machen war. Eduard allein hatte das erduldete Ungemach in dem Gedanken für die Zukunft, die ihm so viel zu versprechen schien, bald vergessen und blieb fest entschlossen, ein Land nicht wieder zu verlassen, das von der Natur so überreichlich ausgestattet worden war. Eine Ueberzeugung, die er bei jedem Ausfluge in die Umgegend mehr und mehr bestätiget fand.

Noch hatte der Jüngling nicht sein 24stes Lebensjahr vollendet, als ihm der Tod seine Mutter

und bald darauf auch seinen lebensmüden Vater entriß. Die letzten Worte seines stets liebevollen Vaters wurden der Leuchter seines Lebens. Erfahrungen der bittersten Art, die der Sterbende gemacht hatte, gaben ihm den Gedanken ein, seinen Sohn Eduard mit diesem, fast alleinigen Nachlaß zu beschenken.

Wenn du glücklich werden willst, sagte der sterbende Vater zu seinem Sohne, so halte fest an deinem Glauben, den du durch die sorgfältigste Erziehung erlangt hast. Du bist ein geborner Protestant. In dem Lande, das wir durch meinen unbeständigen Glückswechsel zu unserem Aufenthalt gemacht haben, herrscht, wie du weißt, die katholische Religion und zwar in einem so hohen Grade, daß Männer unseres Glaubens nicht bloß nicht geachtet, sondern sogar bewacht und verfolgt werden. Der Gedanke an diese Verfolgung schrecke dich nicht. Im Gegentheil, er ermuntere dich um so fester in deinem Glauben zu werden. Nimmer! ich beschwöre dich bei allem, was dir heilig ist, nimmer ändere deine Religion, weder im Herzen noch zum Scheine öffentlich. Ewige Gewissensbisse würden dich bis an das Ende deines Lebens verfolgen. — Sieh mir deine Hand darauf. — Ich kann nicht eher ruhig sterben, bis du mir dies Versprechen abgelegt hast.

Eduard, fuhr er fort, ich war so unglücklich — so unsinnig, den Glauben, in dem ich erzogen worden, zu verlassen. — Hier in diesem Lande wurde ich katholisch, weil ich hoffte, durch diese Veränderung meine und eure Lage zu verbessern. Aber ich habe mich geirrt — ich habe die Verbesserung unserer Lage nicht gefunden und meine Ruhe, meine Selbstzufriedenheit dabei geopfert. — In diesem Augenblick bin ich nicht mehr Katholik, und mein Gewissen hat sich soweit beruhiget, daß ich wieder zu Gott beten und um meine Erlösung bitten kann.

Noch einmal, mein Sohn, halte fest an deinen Glauben, denn nur ein wahrhaft gläubiges Herz wird hier Befriedigung finden, in dem Leben voller Täuschung. Mit einem wahrhaft gläubigen Herzen, mit Ausdauer und Beharrlichkeit wird der Christ jedes Ziel erreichen, nach dem er strebt.“

Tief hatten sich diese letzten Worte des sterbenden Vaters in Eduards Herz gegraben. Er schwur dem Vater niemals von seinem Glauben zu lassen, und der Gedanke erwachte in seiner Seele, mehr noch zu thun. „Wenn es nur der Ausdauer und Beharrlichkeit bedarf, um mit einem wahrhaft religiösen Gemüth jedes Ziel zu erreichen, sagte er zu sich selbst, so soll es mir nicht fehlen. Ich will uns

serem christlichen Glauben neue Jünger zu führen, aus dem Schooße der Natur, ich will ihn verbreiten in dem Lande der Heiden und selbst die einstige Gefährtin meines Lebens soll erst durch mich eine Christin werden."

Mit diesen und ähnlichen Gedanken gestattete er die irdischen Ueberreste seines dahingeshiedenen Vaters zur Ruhe.

Eduard und sein jüngerer Bruder Adolph übernahmen nun die Sorge der Erziehung ihrer kaum 10 Jahr alten Schwester Philippine und ließen kein Mittel unversucht sich ihre Lebensverhältnisse so vortheilhaft als möglich zu gestalten.

Für Adolphs Zukunft war im Ganzen besser gesorgt als für die Eduards, denn Adolph hatte obgleich 3 Jahr jünger als sein Bruder bereits mehrere Jahre die Universität besucht und sich in dem Studium der medizinischen Wissenschaften nicht unbedeutende Kenntnisse erworben. Eduard hingegen, von Jugend auf für die militairische Laufbahn bestimmt, hatte sich nur mit dem befaßt, was zur Ausbildung eines Offiziers höheren Ranges nöthig war, und nebenbei nur das Studium der Sprachen mit Eifer betrieben.

Die Ankunft eines jungen Portugiesen Diego Lopez aus Europa, den die Brüder schon früher in

ihrer Vaterstadt als Attachée bei der Gesandtschaft kennen gelernt hatten, gab ihrer Zukunft eine bestimmtere Richtung. Durch Fürsprache der angesehenen Verwandten des Diego gelang es dem jüngeren Bruder Adolph eine Anstellung als praktischer Arzt und dem älteren Adolph eine Stelle als Fähnrich bei einem der neu errichteten Cavallerie-Detaschements in der Provinz Minas zu erlangen. Eduard wurde zwar durch diese Anstellung von seinen Geschwistern getrennt, er tröstete sich aber mit dem Gedanken auf diese Weise in eine ehrenvolle Laufbahn überzutreten, durch welche er im Stande seyn würde, für seine jüngere Schwester Philippine, sorgen zu können. Doch auch dieser Sorge wurde er überhoben, indem sich Philippine, noch ehe Eduard zu seinem Detaschement abging, mit dem jungen Diego vermählte.

Eduard verließ Rio de Janeiro mit einem Herzen voller Thatkraft und mit dem ernsten Willen, dem Stande, den er seine Dienste gewidmet hatte, mit Leib und Seele zu dienen.

Der Distrikt, in welchem die Diamanten zuletzt entdeckt wurden, war bei der Ankunft des jungen Offiziers mit Grimpeiros (Schleichhändlern) wieder auf's Neue angefüllt und der General-Gouverneur Don Rodrigo Joze de Menezes gab die strengsten Befehle, den Unfug, den diese Grimpeiros

verübten, durch alle erdenkliche Mittel zu steuern. Bei dieser Gelegenheit lernte Eduard erst die Menschen näher kennen, mit denen er seine Dienstesplichten theilen mußte. Die Befehle des Gouverneurs wurden nicht befolgt; mehrere Soldaten machten sogar ungestraft gemeinschaftliche Sache mit den Grimpeiros. Von den empörendsten Vorfällen war der junge Offizier Augenzeuge, ohne daß er im Stande gewesen wäre, sie zu steuern. Jahrelang ertrug er den Zustand des innern Unwillens über seine Gefährten, bis sein auf's Aeußerste empörtes Gefühl ihn zu einem Entschluß brachte, der seiner Laufbahn als Soldat für immer ein Ende machte. So zu sagen Augenzeuge des schändlichen Verbrechens, daß sich der Soldat Joao Duarte Samargo ungestraft zu schutden kommen ließ, bat Eduard um seine Entlassung. War es die Furcht seiner nächsten Vorgesetzten, daß der stets mit mißtrauischen Augen beobachtete dienstfertige Offizier, ihnen durch seine Rückkehr nach der Hauptstadt Nachtheil bringen würde, oder war es die Folge einer anderen geheimen Intrigue, genug Eduard erhielt zwar die erbetene Entlassung, aber zugleich mit dem Verbot nach Rio de Janeiro zurückzukehren.

Obgleich ihn dieser Befehl ganz unerwartet traf, so war doch sein Entschluß alsobald gefaßt.

Die Gedanken, welche die letzten Worte seines sterbenden Vaters in ihm erweckt hatten, traten lebhafter als je vor seine Seele. Mit allen seinen Habseligkeiten und in Begleitung seines treuen Sklaven Domingo, eines Negerknaben, begab er sich auf den Weg in das Innere des Landes. Nach einer mühseligen langen Reise traf er in der Villa da Ponta eine portugiesische Familie, die ihn lieb gewann und ihn vermochte, bei ihr seinen einstweiligen Wohnsitz aufzuschlagen. Hier fand er eine junge Indianerin, Namens Mahon, von ausgezeichneter Schönheit und einem so edlen Herzen, daß er voll Liebe für sie entbrannte. Durch seine Lehren ward Mahon eine Christin. Er vermählte sich mit ihr und zog an das Ufer des Rio St. Francesco, wo er sich in dem schon beschriebenen Thale fern von der Welt ansiedelte und 10 Jahre lang in der Zurückgezogenheit glücklich lebte. Einige Verwandte seiner Lebensgefährten waren ihm nach seiner Ansiedlung gefolgt und hatten ihm hülfreiche Hand geleistet, sie in kurzer Zeit in einen bewohnbaren Zustand zu bringen. Seine Gattin hatte ihn, der um jeder Nachforschung zu entgehen, den indianischen Namen Tatenja annahm, mit einem Sohne beschenkt, den uns bereits bekannten Tavor. Schon fing das kleine Werk seiner Hände Arbeit zu erblühen an,

als er seine Schöpfung, durch die herumstreifende Soldateska, vor seinen Augen, der Wuth des Feuers Preis gegeben, in Asche gelegt sah. Nur einige werthvolle Gegenstände, die er der Erde zur Aufbewahrung anvertraut hatte, blieben ihm von allen seinen Habseligkeiten, aber sein Muth wurde dadurch nicht gelehmt; mit Hülfe seiner herrlichen Gattin und seines 10jährigen Sohnes Tavor baute er sich eine neue armselige Hütte. Seiner Ausdauer gelang es in wenigen Jahren, aus derselben, die zuerst beschriebene Fazenda ganz so zu erschaffen, wie sie seyn mußte, um einem ähnlichen Verhängniß zu entgehen.

Mehrere indianische Familien hatten sich nach und nach zu ihm gesellt, seine Sitten und seinen Glauben angenommen, so daß er nun, nicht bloß als Familienvater, sondern auch als Gründer einer Colonie von nah an hundert Seelen, eine höchst ehrwürdige Stellung in der menschlichen Gesellschaft einnahm.

Seine Gattin war gestorben, aber sein Sohn Tavor hatte eine Indianerin geheirathet, die dem Wunsche Tatenjas zu Folge zum Andenken an die Verstorbene den Namen Mahon annahm.

Fünftes Kapitel.

Aus dem kleinen Gottestempel
Lobgesang zum Himmel schallt;
Jeder trägt der Andacht Stempel
In dem Herzen, Jung und Alt.

Jetzt die Melodien schweigen,
Ach! der Freude Engel naht;
Oh! die Stunden sanft sich neigen,
Kommt der Lohn der edlen That.

Raum war der erste Schein des neuen Tages über die gegen Morgen gelegene Kaffeepflanzung gebrungen, als auch die vor dem Thore der Fazenda gelagerten Reiter das verkohlte Wachfeuer verließen und ihre Pferde, die sich auf den herrlichen Wiesen an den Ufern des Pororoca weidlich genährten, zum Abmarsch sammelten. Der Entschluß weiter zu ziehn war während der Nacht zur Uebereinstimmung gekommen, indem die Furcht vor einer so bössartigen, ansteckenden Krankheit wie das Fieber in einigen Gegenden der Provinz war, noch allzu lebhaft vor ihrem Geiste schwebte, um nicht jeden anderen Gedanken zu beherrschen. Sie bestiegen ihre Pferde unter Verwünschungen des Orts, den sie

so unverrichteter Sache verlassen mußten; denn ihre Absicht war keine andere gewesen, als sich der etwaigen Schätze der Fazenda zu bemächtigen und das stolze Ablerßnest, wie sie es nannten, in Asche zu legen. Schon manche einsame und ohne Vertheidigung gefundene Wohnung, hatten sie unter Anführung ihres Sergeanten Jozé, am Ufer des St. Francesko, vernichtet; einigermaßen durch den Befehl des Gouverneurs der Diamantendistrikte dazu autorisirt, welcher ihnen gebot, die Ansiedelungen an den Diamanten haltigen Flüssen auf jede erdenkliche Weise zu verhindern. Aus diesem Grunde ist es erklärlich, weshalb sie ungestraft solche Gräueltthaten ausüben konnten.

Schon früher hatte Tatenja's Ansiedelung, wie wir bereits gesehen haben, ein ähnliches Schicksal erfahren. Diese traurige Erfahrung stets vor Augen habend, war auch bei seiner neuen Ansiedelung, sein Hauptaugenmerk auf Vertheidigung gerichtet. Er wurde bei dem Bau derselben durch den Umstand begünstiget, daß die gefährliche Soldateska während der Zeit mit den überhand nehmenden Grimpeiros so sehr im Innern der Diamantendistrikte beschäftigt war, daß sie ihr Augenmerk nicht auf weit entlegene Punkte richten konnte; und daß

die gefürchteten Gaites und Topinambas, 2 wilde indianische Stämme im Kriege verwickelt waren.

Sobald der auf der Warthe befindliche Posten den Ausbruch der Reuter gemeldet hatte, rief Tatenja den Muleques und den getreuen Dzwäre und beorderte sie, den Reutern unbemerkt so weit zu folgen, bis sie mit Gewißheit angeben könnten, nach welchem Distrikt dieselben sich wenden würden. Als diese Kundschaften zur Pforte hinaus gelassen waren, ordnete Tator die Arbeit des Tages an; bevor sich jedoch jeder an das ihm übertragene Geschäft begab, versammelten sich alle Bewohner der Fazenda, auf das besonders dazu gegebene Glockenzeichen, in der Kapelle und Tatenja erschien mit feierlichem Ernst unter ihnen. Vom ersten Entstehen dieser, seinem Eifer verdankenden Colonie, hatte er eine so geregelte Lebensweise eingeführt, wie man sie wohl selten, selbst in den cultivirtesten Staaten Europas finden wird. Jeden Morgen, bevor die gewöhnliche Tagesarbeit ihren Anfang nahm, versammelte sich Jung und Alt in der Kapelle, um in einem gemeinschaftlichen Gebet Gott um seinen Segen für den bevorstehenden Tag anzusuchen und für den ihnen gewordenen Schutz in der verflossenen Nacht zu danken. Tatenja, im protestantischen Glauben erzogen, und fern von dem absurden Mysticismus

mus, verrichtete alle geistlichen Geschäfte unter seiner kleinen Herde in eigener Person; ein Umstand, der ihn die Herzen seiner Umgebungen immer geneigter und anhänglicher machte. Obgleich die kleine Kapelle mit dem Kreuze, ihrem Aeußeren nach, dem katholischen Glauben anzugehören schien, so war sie doch in der That eine protestantische Kirche, in welcher Tatenja, mit seltener Beredsamkeit, an jedem Sonntage eine Rede im protestantischen Geiste hielt und zur Abwechslung Stellen aus dem neuen Testamente, mit einer dem Ungelehrten verständlichen Sprache, erklärte. Er hatte in dem kleinen Gotteshause seinen eigenen Sohn mit seiner geliebten Mahon getraut, seine kleine Enkelin und einige andere Neugeborene getauft und allen erwachsenen Kindern, nach vorhergegangenen Unterricht, die Confirmation ertheilt. Das einzige Geschäft, das er in dieser Kapelle noch nicht verrichtet hatte, war die Taufe eines Haiden; denn alle seine Sklaven und Sklavinnen hatte er schon vor der Vollendung derselben, bei ihrer Freisprechung in den Bund der Christenheit aufgenommen. Oft hörte man ihn daher den Wunsch aussprechen, auch dieses Geschäft noch vor seinem Ende vollziehn zu können.

Mit jedem neuen Mond theilte er das Abendmahl aus und ließ es sich selbst von seinem gottes-

fürchtigen Sohn reichen. Die Ueberzeugung von der Gottgefälligkeit der Verwaltung des geistlichen Amtes in seiner kleinen Gemeinde hatte sich bis zur Begeisterung bei ihm erhoben. In seinem Auge glänzte bei jeder Ausübung eines religiösen Geschäfts ein überirdisches Feuer. Seine Stimme war bei allen diesen Gelegenheiten so jugendlich und kräftig, daß man schwerlich nach derselben zu urtheilen, in ihm einen angehenden 70er erkannt haben würde. Durch unermüdeten Eifer und kräftiger Ausdauer hatte er selbst die von der Natur so stiefmütterlich bedachten Gesangsorgane seiner Sklaven so weit gebildet, daß sie einige geistliche Lieder recht angenehm zu singen im Stande waren und auf diese Weise den religiösen Uebungen einen Schwung gegeben, der sehr viel zur wahren Andacht beitrug. Unter allen Bewohnern der Fazenda war keiner mit so viel tiefem religiösen Gefühl begabt als Mahon, die deshalb als Muster allen andern vorglänzte. Sie stand aber auch in einer so hohen Achtung bei Jung und Alt, daß alle freudig ihr Leben für sie geopfert haben würden, wenn es die Noth erfordert hätte. — Ihr Benehmen, selbst gegen die geringste ihrer Dienerinnen, war so anmuthig und von jeder Anmaßung fern, daß alle sich nur um so mehr beeiferten ihre, immer

nur in der Form eines Wunsches ausgesprochene Befehle auf's pünktlichste und gewissenhafteste zu erfüllen. Das Beispiel dieser kleinen Colonie könnte in der That in jedem Staate als Muster vorleuchten. Alles gründete sich in derselben auf echte Religiosität, fern von jedem blendenden Schein. Ordnung und Sittlichkeit waren Bedürfnisse und Gehorsam eine Gewohnheit, von der sich Niemand zu trennen wünschte. Die Macht des Beispiels hatte auch hier ihre Wunder ausgeübt. Tabor und seine Gattin verehrten den über Alles geliebten Vater mit wahrhafter Hingebung und gehorchten seinem, niemals durch Launen lästig werdenden Willen. Eben so Croane, die einzige Vertraute Mahons, die von frühester Jugend mit ihr zusammen gelebt, und selbst während ihrer kurzen Ehe, die der Tod aufgelöst hatte, nicht von ihr gewichen war, denn ihr verstorbener Mann, ein begüterter Indianer, lebte als Freund des Tatenja in der Fazenda. Mahon und Croane waren wie ein Paar sich liebender Schwestern, und obgleich letztere den höheren Schwung des Geistes der ersteren entbehrte, so war doch ihr Gemüth in jeder Beziehung vollkommen ausgebildet.

Die Morgenandacht war vorüber; das einfache, aus Milch und Brod, von Mais und Fa-

v. Rango's Tatenja. I. 3

ringa bereitete, Frühstück verzehrt und fröhlich ging Jeder an seine ihm bestimmte Arbeit. Die am Abend vorher aus Besorgniß für das Gewitter, unter Dach gebrachten Heerden weideten wieder in dem üppigen Grase und die ganze Flur schien mit einem Male wieder wie neu belebt. Nur wenige der älteren männlichen Bewohner waren mit häuslichen Arbeiten beschäftigt, in den Gebäuden zurückgeblieben. Unter ihnen der treue Domingo, welcher seinem Herrn von Jugend auf diente und ihn nicht verlassen hatte, obgleich ihm Tatenja schon vor länger als 20 Jahren die Freiheit geschenkt hatte.

Tatenja, der glückliche Schöpfer dieser Ordnung erfüllten Regsamkeit, stand unter dem Schatten der Kapellbäume und überschaute seine kleine Welt mit innigem Wohlbehagen. An seiner Hand hielt sich Nahna, das liebliche Kind, die den gütigen Großvater mit Fragen bestürmte, die dieser mit freundlicher Bereitwilligkeit zur Belehrung seiner Enkelin beantwortete.

„Sage mir, lieber Tatenja Großvater, fragte sie unter andern, wie kommt es nur, daß sich der gute Vater Gott niemals unseren Blicken zeigt? Ich habe mir's schon recht oft gewünscht, daß er einmal zu uns kommen möchte, damit ich ihn so sehen könnte, wie ich dich sehe und meinen guten Va-

ter Tavor und meine liebe Mutter Mahon; aber er kommt nicht.“

Tatenja war bei dieser Frage in Verlegenheit, wie er sie beantworten sollte; als aber Mahna hinzusetzte: „Ich habe ihn doch niemals belaidiget oder wissentlich gekränkt“; da antwortete der Großvater, indem er sich auf ein Felsstück niederließ und seine Enkelin vor sich nahm: „Mein liebes Kind, du wirst den guten Vater Gott dereinst schauen, wenn du diese irdische Welt verläßt. So lange wir hier auf Erden wohnen, müssen wir uns damit begnügen, ihn durch seine Werke zu erkennen.“

„Also wenn wir todt sind, werden wir ihn sehen?“

„Wenn unser Leben untadelhaft war, ja.“

„O, da möchte ich gern recht bald sterben, damit ich ihn sehe, den mein guter Großvater und meine lieben Eltern, Tavor und Mahen, so sehr lieben, daß sie immer von ihm und mit so vielem Lobe sprechen und beten.“

„Du wolltest uns also gern verlassen, um den allgütigen Gott recht bald zu sehen?“

Mahna besann sich einen Augenblick, dann sagte sie: „Ja, Großvater, wenn ich gleich wieder zu euch kommen könnte; da es aber nicht geht, wie du mir oft schon gesagt hast, daß die Todten wieder

zu ihren Angehörigen zurückkommen können, so will ich doch lieber bei euch bleiben, bis mich der gute Vater Gott selbst zu sich ruft. Auch fällt mir ein, daß du mir gesagt hast, daß ich bald die Stütze meiner lieben Mahon sein würde; und daß ich mich schon jetzt befeßigen sollte, ihr bei ihren Geschäften behülflich zu sein, damit es ihr nicht so schwer fiele, einer so großen Wirthschaft vorzustehen. Aber sieh nur Großvater, rief sie sich selbst unterbrechend, wer kommt denn dort aus dem Hohlweg geritten?"

Tatenja richtete den Blick nach dem von Mahna bezeichneten Orte und sah einen wohlbewaffneten Reuter vorsichtig den Berg hinabreiten. Sein Bemühen, den Reuter zu erkennen, war vergebens und doch schien ihm die hohe Gestalt desselben so bekannt.

Der Anzug des Fremden war der eines europäischen Reisenden; eine grüne Pifische, nanquine Pantalons und Stiefeln mit Sporen. Eine Büchse über die Schulter, einen leichten Cavallerie-Säbel um den Leib geschnallt, und in den Halstern zwei Pistolen, waren seine sichtbaren Waffen. Das Pferd trug außer seinem Reuter noch einen Mantelsack, der mit Riemen an den Sattel befestigt war und über demselben einen Zeugmantel, wie man ihn auch in heißen Ländern, als Schutz gegen den Staub, zu tragen pflegt. Der Reuter selbst schien ein ho-

her Fünfziger. Sein männlich schönes, aber blaßes Gesicht verrieth eine Stimmung, die zwischen Besorgniß und Hoffnung zu schwanken schien. Seine Haltung war edel und seine Gestalt auf dem kleinen Pferde groß. An dem Steg des Pororóca angelangt, schien er unschlüssig, ob er sich dem nur für Fußgänger bestimmten Uebergang anvertrauen oder durch den Fluß reiten sollte. Seine Unschlüssigkeit ward aber durch die instinktmäßige Wahl seines Pferdes gehoben, das ohne sich durch den kürzer gefaßten Zügel irren zu lassen, den Weg durch das Wasser einschlug. Vor der Zugbrücke hielt der Reuter an, stieg ab und ging an die verschlossene Pforte.

Tatenja war indessen mit der kleinen Nahua den Kapellenberg hinabgestiegen und trat mit ihm zugleich in den Hof. Der Fremde redete den Domingo, der ihm die Pforte geöffnet hatte, mit den Worten an: „Ich wünschte den Besitzer dieser Fazienda zu sprechen.“ Domingo nahm ihm das Pferd ab und zeigte auf seinen eben herbeigekommenen Herrn.

Nach der gewöhnlichen Begrüßung standen sich beide, der Fremde und Tatenja, einige Augenblicke in geringer Entfernung sprachlos gegenüber, und zwar in einer fragenden Stellung, in der Einer den

Andern zu erkennen sich bemühte. Der Fremde brach zuerst das Stillschweigen. „Vergebt mir, sagte er, wenn ich euch störe. Ich bin ein Fremder, der diese von der Natur so reichlich ausgestattete Gegend kennen zu lernen wünscht.“

Tatenja blieb immer noch im Anstaunen des Fremden begriffen und schien seinem Gedächtniß die Aufgabe der Wiedererkennung gegeben zu haben. Er hatte in diesem Zustande die Anrede des Fremden überhört und sprach den Willkommen, gleichsam unbewußt. Der Fremde, den die scharfen forschenden Blicke Tatenja's nicht zu befremden schienen — wiederholte seine Anrede; aber die Erwiederung blieb immer noch aus; und Tatenja's forschende Blicke schienen sich immer mehr und mehr zu schärfen. Endlich öffnete er die bebenden Lippen. Ganz leise ertönte der Name Adolph aus seinem Munde, und lauter, mehr Sicherheit verrathend, rief er: „Adolph, mein Bruder! Ja, du bist's, mir sagt's mein klopfendes Herz.“

Die Stimme der Natur hatte wahr gesprochen. Der Fremde war der seit 40 Jahren von ihm getrennte Bruder.

Im nächsten Augenblick lagen sich beide Brüder sprachlos in den Armen.

Sechstes Kapitel.

Treue Bilder der Vergangenheit
Zeig' ich deinen Bruder = Blicken;
Ach! wie gern vergess' ich jedes Leid
In der Gegenwart Entzücken.

Ein Tag der Freude war für alle Bewohner der Fazenda, der des Wiedersehens der beiden so lange getrennt gewesenen Brüder. Nahna war Zeugin des seltenen Auftritts gewesen, dessen Erinnerung, obgleich ihr kindliches Gemüth die Bedeutung desselben noch nicht in ihrem ganzen Umfange empfinden konnte, nie aus ihrem Gedächtniß entschwand. Giliß war sie zu ihrer Mutter gehüpft, um die Ueberbringerin einer so freudigen Botschaft zu sein, und als sie den Eindruck bemerkte, den sie hervor gebracht hatte, auch in den Baumgarten, wo sie den Vater zu treffen hoffte, hinaus geeilt, „Tayor! Vater! rief sie ihm schon von ferne entgegen, komm geschwind herein, Onkel Adolph ist angekommen.“

Zu oft hatte Latenja seines jüngeren Bruders gedacht und in seinen vertraulichen Gesprächen mit

den Gliedern seiner Familie, den Wunsch ausgesprochen, ihn und seine Schwester Philippine noch einmal in diesem Leben wiederzusehen, als daß Mahna, die aufmerksame Zuhörerin der Erzählungen des Großvaters, nicht schon längst selbst den Onkel Adolph herbei gewünscht haben sollte. Er war ihr deshalb auch keine fremde Erscheinung, als er wirklich dem Großvater gegenüber stand.

Tayor kam noch zeitig genug, um an dem ersten Eindruck der freudigen Ueberraschung seines Vaters Theil zu nehmen. Mahon war ganz Auge und Ohr, bei dem Anblick des lange erwünschten Onkels und selbst Groane weinte eine Thräne der Freude. In wenigen Augenblicken hatte sich die Nachricht der Ankunft eines so lieben Gastes unter allen Bewohnern der Colonie verbreitet und alle eilten herbei, den Bruder des verehrten Familienvaters zu sehen und ihn herzlich zu bewillkommen.

Die ersten Stunden der Wiedervereinigung verflossen den Brüdern mit Fragen und Antworten, die sich auf die gegenseitigen Verhältnisse der Vergangenheit und Gegenwart bezogen.

Adolph hatte eine flüchtige Skizze seines Lebens gegeben. Er war mit einer Portugiesin verheirathet, die schon in ihrem ersten Wochenbette ihr Leben beschloß. Sein Sohn — zum Andenken an den ge-

liebten Bruder — Eduard genannt, mußte der Pflege der verheiratheten und kinderlos gebliebenen Schwester Philippine übergeben werden. Er selbst, untröstlich über den Verlust seiner geliebten Gattin war bald nach ihrem Tode nach Europa gereist, theils um sich zu zerstreuen, theils aus Sehnsucht, sein Vaterland wieder zu sehen. In Deutschland hatte er unerwartet die Nachricht empfangen, daß der einzige Bruder seines Vaters noch lebe und sehnlich den Wunsch geäußert habe, einen der Söhne seines in Brasilien verstorbenen Bruders noch vor seinem Ende zu sprechen.

„Eduard, erzählte Adolph, ich hätte gewünscht, du wärest an meiner Stelle gewesen. Ich erfüllte den Wunsch des Onkels und reiste zu ihm.

Niemals habe ich einen Mann gesehen, der seine Freude so auszudrücken im Stande gewesen wäre. Kinderlos wie er war, hatte er den Entschluß gefaßt, uns sein bedeutendes Vermögen ganz uneingeschränkt zu vererben. Um jeder schwierigen Auseinandersetzung mit den Gerichten vorzubeugen, schrieb er sein Testament in meiner Gegenwart und in Gegenwart eines Notars eigenhändig nieder. — Ich ward darin als Universalerbe eingesetzt. Du wirst, sagte er zu mir, treulich mit deinen Geschwistern theilen und dir alle Mühe geben, deinen Bruder Eduard,

und wenn er nicht mehr am Leben seyn sollte, doch einen Sprößling von ihm aufzufinden. — Sein Wunsch bestimmte mich, bei ihm zu bleiben, bis er vor ungefähr neun Monaten selig entschlief. Ohne alle Hindernisse gelangte ich in den Besitz eines Vermögens, dessen Höhe bei weitem meine kühnsten Erwartungen überstieg. Ungesäumt reiste ich nach Rio de Janeiro zurück, um unserer Schwester und meinem Sohne die Glücksbotschaft zu überbringen und dann nach deinem oder der Deinen Aufenthalt zu forschen. Philippine war nicht mehr in Rio de Janeiro. Ihr Gemahl hatte einen Ruf nach Lissabon bekommen, dem er gefolgt war. Mein Sohn hatte aus Vorliebe für den Militärstand bei den brasilianischen Truppen Dienste genommen, und mit Genehmigung seines Chefs Philippinen auf ihrer Reise nach Lissabon begleitet. Zwei Monate forschte ich vergebens, um auch nur die entfernteste Spur von dir aufzufinden. Endlich gelang es mir durch Zufall. Du erinnerst dich vielleicht, daß unsere Eltern eine junge Negerflavin mit ihrem Sohne gekauft hatten. Du nahmst den Sohn mit, als du zu deinem Detaschement abgingst. Diese Negerin, welche bei Philippinen blieb, von ihr aber in Rio de Janeiro zurückgelassen wurde, traf ich bei einer befreundeten Familie. Sie hatte einige Tage zuvor von ihrem Sohne Domingo die erste Nachricht

seit 20 Jahren erhalten, und theilte mir dieselbe, ohne zu ahnen, welchen Dienst sie mir dadurch leistete, mit. Durch sie erfuhr ich, daß Domingo immer noch bei seinem Herrn sei, welcher an dem Rio St. Francisco eine Fazenda erbaut habe. Die Beschreibung der Lage der Fazenda war aber so unvollkommen, daß es in der That nur als eine Fügung des Himmels angesehen werden kann, daß ich dich wiedergefunden habe. Es genügte mir für den ersten Augenblick, die Sicherheit deines Lebens zu haben und wenigstens den Namen des Flusses zu wissen, in dessen Nähe deine Wohnung sich befinden sollte.“

„Nun habe ich dich gefunden, und wenn du mich bei dir behalten willst, so bleibe ich einige Zeit hier, ehe ich meinen Sohn auffuche, der wahrscheinlich noch nicht von seiner Urlaubsreise zurück sein wird.“

Der Versicherung Tatenja's, daß er willkommen sei, bedurfte es nicht. Schon der erste Empfang hatte ihn darüber vollkommen aufgeklärt.

„Wie aber, fragte Tatenja, ist es dir gelungen, meinen Wohnort zu finden?“

„In der Aldea de St. Anna angelangt, antwortete Adolph, forschte ich nach einem Indianer, dem die Ufer des Rio de Francisco bekannt sein

sollten. Ich fand ihn. Nachdem ich ihm alle Merkmale mitgetheilt hatte, an die er dich und deinen Wohnort erkennen sollte, sagte er mir, er kenne nur eine Fazenda an dem genannten Fluß und zwar auf dem rechten Ufer desselben, die einem Herrn zugehören möchte, der einige Ähnlichkeit mit dem Beschriebenen haben könnte. Meinen dringenden Bitten, mich nach dieser Fazenda zu führen, genügte er nur so weit, daß er mir versprach, mich bis an den Punkt zu führen, wo der Weg zu derselben von der großen Straße abginge. Er hielt Wort. Von jenem Punkte habe ich auch keinen anderen Weg mehr gefunden, der mich von dem Pfade zu dir hätte abbringen können. Ich sage Pfade — denn Weg kann ich es nicht nennen, und nicht einmal Fußsteig, denn die Spuren menschlicher Tritte sucht man vergebens. Nur die Unmöglichkeit, rechts oder links auszuweichen, macht es zu einem Pfade. — Welcher menschliche Geist, setzte er mit Begeisterung hinzu, kann sich's träumen lassen, daß ein so unbetretener, einsamer, ich möchte sagen schönerlicher Pfad zu einem solchen Paradiese führen würde, wie das ist, was du bewohnst.“

„Die Erfahrung macht klug, entgegnete Tatenja. Hier wird Niemand den Verbannten auffuchen, um ihn durch Intrigue zu vernichten.“

Noch lange schwelgten die glücklichen Brüder in der Erinnerung verflissener Zeiten und tauschten gegenseitig ihre Gedanken und Erfahrungen aus; dann aber folgte Adolph der Einladung Mahons, die Einrichtung des Wohnsitzes in Augenschein zu nehmen, der ihn schon bei dem äußeren Anblick so paradiesisch erschienen war. Mahon von ihrer fröhlichen Tochter begleitet, übernahm es den geliebten Onkel in dem Innern der Gebäude herumzuführen, während Tatenja seine Siesta hielt. Die Geräumigkeit der Gebäude und ihre zweckmäßige Anlage übertraf alle Erwartungen Adolphs. Aus dem Familienzimmer traten sie zuerst in die Vorhalle, die gleichsam den Mittelpunkt des Wohngebäudes ausmachte; dann zur rechten derselben, in 3 neben einander gelegene Zimmer, wovon das erste dem Aufenthalt der Kinder und Kinderwärterin bestimmt war. Das zweite diente als Schlafgemach Tator's und seiner Gattin und das dritte war das des Großvaters. Zur linken der Vorhalle durchschnitten sie einen breiten Gang, an den verschiedene Kammern zur Aufbewahrung der Vorräthe stießen. Die Vorräthe zogen nicht minder die Aufmerksamkeit und Bewunderung Adolphs auf sich. Nichts fehlte, was zu einer gut eingerichteten Wirtschaft gehörte; alles war im Ueberflusse vorhanden. Wie sehr diese Vor-

rathskammern, von denen der brasilianischen Fazendas abstachen, aus denen gewöhnlich nur Mangel und Unordnung überall herausblickt, könnte Adolph am besten beurtheilen, indem er auf seiner langen Reise von Rio de Janeiro so manchen Wohnsitz brasilianischer und portugiescher Besitzer in Augenschein zu nehmen Gelegenheit gehabt hatte. — Am Ende des Ganges öffnete Mahon 2 Thüren. Die eine führte in das sogenannte Fremdenzimmer, deren Inneres die Bemerkung ausdrang, daß fremde Gäste in der Fazenda Latenja's eine große Seltenheit sein mußten, denn alles in demselben, Betten, Vorhänge, Möbel und selbst die am Fußboden ausgebreiteten Strohmatten waren noch neu und fast unberührt, obgleich die ganze Einrichtung bereits über 10 Jahre bestand. Neben dem Fremdenzimmer befand sich noch ein kleines Kabinet, welches gleichfalls mit einem Bett und allen nöthigen Bequemlichkeiten versehen war. Die zweite geöffnete Thür führte in die geräumige Halle der Dienerschaft, in welcher in einem Kamin, der theilweise zum Küchenherde benützt wurde, ein helles Feuer loderte.

Grade über vor dem Wohnhause waren die Wohnungen der übrigen indianischen Familien, welche sich unter dem Schutze Latenja's dort niedergelassen hatten. An diese Wohngebäude lehnten sich

in symmetrischer Ordnung die Wirthschaftsgebäude und ein für die häusliche Einrichtung der männlichen Dienerschaft bestimmtes Haus: Die Ställe schlossen den Hofraum, auch an ihrer Einrichtung erkannte man den erfahrungsreichen Geist ihres Erbauers. Obgleich ohne allen äußeren Luxus entsprachen sie ganz dem Zwecke die bedeutenden Viehheerden für die schädliche Einwirkung der schlechten Witterung und der oft sehr kalten Nächte zu schützen und sie bei längerem Ausenthalt unter dem Obdache bequem füttern und abwarten zu können. Kühe wurden nur wenige gehalten und grade nur so viel, als zum Bedarf der Colonie erforderlich waren; desto mehr aber Ochsen und Schweine, welche Handelsartikel ausmachten. Die Zahl der Pferde war bereits auf einige und dreißig angewachsen und doch waren sie für den Bedarf noch nicht ausreichend. Der ganze Hof wimmelte von Federvieh, unter denen die Haushühner wegen ihrer Größe und Schönheit besonders auffielen.

In dem oberen Stocke des Wohnhauses befand sich noch eine schön eingerichtete Wohnung. Diese war dem Onkel zu seinem Gebrauch überwiesen. Er genoß von derselben die herrlichste Aussicht und übersah aus seinem Wohnzimmer fast die

ganze umliegende Gegend, wie wir sie bereits beschrieben haben.

Der Abend verging mit traulichen Gesprächen, ohne daß sich etwas anderes Erhebliches zugetragen hätte, als die Rückkehr Tefin's und Dzváres, welche den Reutertrupp so weit nach geschlichen waren, bis sie sich überzeugt hatten, daß derselbe über den Rio St. Francesco gesetzt, das jenseitige Ufer erreicht hatte.

Siebentes Kapitel.

Horch auf! das war der Eule Geschrei,
Sie locket die Nachtvögel herbei.
Ha! mögen sie kommen die nächtlichen Gäste,
Sie werden empfangen, ja wahrlich auf's Beste.

Mehrere Tage waren in der Gleichförmigkeit des Alltagslebens verfloßen. Adolph hatte täglich nach der Morgenandacht, die Kinder Rahna und Nathama an der Hand, einen Spaziergang in die nächsten Umgebungen gemacht und war jedesmal entzückt von den Naturschönheiten der Gegend, nach Hause zurück gekehrt. Die Erzeugnisse des Pflanzenreichs hatten ihn, da er auch Botaniker war, besonders ergötzt und er konnte ihre Mannigfaltigkeit und Ueppigkeit des Wuchses niemals genug preisen. Sehr behülflich war ihm Rahna beim Einsammeln merkwürdiger, ihn selbst zuweilen noch ganz unbekannter Pflanzen und mit Vergnügen beobachtete er die scharfe Unterscheidungsgabe und überhaupt den Geist des kleinen Mädchens, deren Fähigkeiten weit über ihr Alter hinausragten. Es gereichte dem höchst

wissenschaftlich gebildeten Manne zur innigsten Freude, so viele geistige Anlagen bei dem Kinde schon in der Entwicklung zu finden, und gern unterhielt er sich mit ihr wohl Stunden lang über Gegenstände des Glaubens, von denen Mahna nicht bloß mit kindlicher Einfalt zu sprechen verstand, sondern auch völlig davon ergriffen war.

„Mahon sagte er eines Tages, Du hast Dir in der That einen kleinen Engel an deiner Tochter erzogen. Sie würde der Erziehung des größten Pädagogen Ehre machen.

Bescheiden erwiederte Mahon, daß sie dieses Glück nur der weisen Lehren Tatenja's verdanke und sich selbst nur das Verdienst zuschreibe, den glücklichen Erfolg dieser Lehren nicht durch unweise Behandlung des Kindes aufgehoben oder zerstört zu haben.

An einem der folgenden Tage, stand Adolph mit seinem Bruder auf dem Kapellenberge und überschaute mit forschenden Blicken die ganze Ausdehnung der Besitzung, um die sich Tatenja so vieles Verdienst erworben hatte; da bemerkte Adolph in der Richtung nach dem Rio St. Francesco hin eine Staubwolke, die sich nach und nach zu nähern schien. Tatenja behauptete, sie könne nur von einer bedeutenden Anzahl Reuter herrühren, welche sich der Richtung, die

die Staubwolke nahm zu urtheilen, gradenwegs auf die Fazenda zu bewegte. „Ich fürchte, sagte er, es sind dieselben ungeladenen Gäste, die uns schon vor 8 Tagen, in der Nacht des starken Gewitters belästigten. Selten hatten ihn Vorahnungen dieser Art getäuscht, und er säumte daher keinen Augenblick, die nöthigen Sicherheitsmaaßregeln anzuwenden, von deren guten Erfolg er schon oft Beweise erlangt hatte.

Ohne Verzug ertönte das Glockenzeichen zur Heimkehr, der außerhalb der Umzäunungen beschäftigten Bewohner der Colonie.

Adolph war voll Bewunderung erfüllt, mit welcher Pünktlichkeit alle Befehle seines Bruders erfüllt wurden, und wie bei der Ausführung derselben die größte Ruhe und Ordnung herrschte. Tavor und Tefin mußten bewaffnet der Staubwolke entgegen ziehen. Sie benutzten bei diesem Streifzuge jeden Graben, jede Erhöhung, ja beinah' jeden Baum um sich ungesehn dem unbekannten heranziehenden Gegenstande zu nahen.

In wenigen Minuten waren, außer Tavor und Tefin, alle Bewohner der Colonie in den Hofraum zurückgekehrt und alle Heerden unter ihrem Obdache; die Zugbrücke aufgezo-gen und das Thor wohl verschlossen. Domingo stand auf der Warthe, als Beobachtungspostler. Nachdem alles angeordnet und vorbe-

reitet war, bestieg auch Tatenja an dem Arm seines Bruders die Warthe, doch bald verhinderte die Abenddämmerung die entfernteren Gegenstände zu erkennen und die Brüder zogen sich in das Wohnzimmer zurück. Mahon hatte indessen alle Bewaffnete in der Vorhalle versammelt. Sie trat in das Zimmer.

„Wer soll nun, fragte sie, in Abwesenheit Tayors die Bewaffneten leiten? Ich fürchte wir werden heute einen harten Stand haben.“

„Sei unbesorgt, erwiederte Tatenja, mein Bruder versteht sich auch noch ein wenig auf das Vertheidigungssystem. Wir haben in unserer Jugend manche Festung vertheidiget und angegriffen.“

Adolph war eben im Begriffe, die Versicherung zu geben, daß er das Amt Tayors so gut als möglich zu vertreten bereit sey; als ein gellender Ruf zu seinen Ohren drang und ihn verstummen machte. Er richtete seine Blicke fragend gegen seinen Bruder, der dem Rufe mit zu lauschen schien, als derselbe noch gellender als zuvor wiederholt wurde.

„Das sind andere, aber nicht minder gefährliche Gäste, sagte Tatenja, der das Gulengeschrei der wilden Indianer, das sie dem Angriff auf die friedlichen Wohnungen der Europäer gewöhnlich vorauszuschicken pflegten, noch aus jüngster Erfahrung kannte.

Einzelne Trupps der bewaffneten wilden Stämme der Indianer, welche beständig in blutiger Fehde mit einander begriffen waren, berührten zuweilen bei ihren Streifzügen die bereits von civilisirten Indianern und von Europäern bewohnten Gegenden und verübten dabei die größten Grausamkeiten. Gewöhnlich tödteten sie zuerst die Bewohner, um ihr Blut zu trinken, und aus ihren Gliedern ihre Mahlzeit zu bereiten, dann plünderten sie die Wohnungen und legten sie vor ihrem Abzuge in Asche.

Noch wenige Monate vorher hatte eine Rotté solcher wilden Indianer einen Angriff auf die Colonie versucht, der aber bei den getroffenen Maaßregeln an der Besonnenheit ihrer Vertheidiger scheiterte.

An den Ufern des Rio St. Francesco befanden sich zu jener Zeit zwei indianische Stämme, welche sich früher bis an die Meeresküste ausbreiteten, allein nach und nach tiefer in das Innere des Landes gedrängt wurden. Der eine dieser Stämme, die Caietés, bewohnte das rechte Ufer dieses Flusses und lebte in beständigen Kriegen sowohl mit den Portugiesen, als auch mit den benachbarten indianischen Stämmen, namentlich mit den Pitagoarés, welche zwischen dem Rio grande und dem Paraíba-Flusse wohnten; und mit den auf dem linken Ufer des Rio St. Francesco wohnenden Topinambas. Sie tödteten gegen-

seitig ihre Gefangene und verzehrten sie. Ihre Farbe war die der übrigen Indianer, ein schmutziges Weiß; ihre Gestalt groß und kraftvoll; die Stimme rauh mit kräftigen Kehllauten, welche Furcht und Schrecken erzeugte. Ihre Lieblingsbeschäftigung war das Fischen und Jagen. In beiden beweisen sie eine große Geschicklichkeit. Ihre Bogen und Pfeile waren groß und schwer. Den Rio St. Francesco befuhren sie vermittelst eines aus einer Art Schilf bereiteten Fahrzeuges. Das Schilf zu diesen Fahrzeugen banden sie mit starken biegsamen Weiden, Timbó genannt, sehr geschickt zusammen und ihre Flußkanots faßten 8 bis 12 Ruderer. Musik, Gesang und Tanz liebten sie sehr, waren aber dabei größtentheils grausam und gefühllos, selbst gegen ihre nächsten Verwandten. Obgleich ihre Zahl nur noch sehr geringe war, so thaten sie doch den neuen Pflanzungen vielen Schaden, indem sie alles verheerten, was sie fanden. Sie hatten weder Häuser noch Hütten. Der Wald war ihr Aufenthalt und das Laub der Bäume ihr Lager. Ihre Bekleidung bestand aus einem Geflecht großer Blätter, nur als Luxus trugen sie die Felle der erlegten Thiere.

Die Brüder traten in den Hof und gingen der Warthe zu, da kam ihnen Domingo entgegen und sagte, daß ein großer Trapp Indianer bereits

bis zum Graben vorgerückt sei. Sogleich rief ein Signal, welches Tatenja mittelst einer kleinen Pfeife gab, die Bewaffneten aus dem Hause, auf die ihnen schon früher angewiesenen Posten. Tatenja trat nun selbst mit seinem Bruder auf die Warthe und überschante, so gut es die Dunkelheit der Nacht gestattete, die Gegend vor dem Thore. Mehr als 100 Köpfe bewegten sich gerade über vor der Zugbrücke. Sie standen in einem dichten Haufen beisammen, als wenn sie berathschlagten oder gegebenen Befehlen lauschten. Sogleich war Tatenja's Entschluß gefaßt. Er stieg von der Warthe herab und besetzte dieselbe mit sechs Bewaffneten. Mahon erschien mit Waffen für ihn und Adolph. Einen zweiten Trupp Bewaffneter stellte Tatenja auf einen Erdwall, der auf der andern Seite des Thores angebracht war. Die übrigen Bewaffneten vertheilten sich hinter der Mauer an den Schießscharten. Alle hielten ihre Gewehre schußfertig. Domingo kam mit einer Fackel herbei, und trat mit seinem Herrn und Adolph auf die Warthe. Bei dem Schein der Fackel redete Tatenja die Rote mit fester Stimme an und forderte sie auf, sich ohne Verzug ganz ruhig von dannen zu begeben, widrigenfalls er Gewalt brauchen würde. Ein schallendes Gelächter und das erwähnte Hulengeschrei erhob sich und statt der

Antwort fiel ein Hagel von Pfeilen auf die Warthe, wovon einer selbst durch die vordere Schießscharte ging und Tatenja's linken Arm streifte. Des Greises Wange erglühte vor Zorn und ein neues Signal mit seiner Pfeife entladete die Gewehr der rings um das Thor und hinter der Mauer aufgestellten Bewaffneten; Alle hatten gleichzeitig ihre Gewehre abgefeuert. Ein so unerwarteter Empfang verbreitete ein panisches Schrecken unter der wilden Rote, die nach allen Richtungen hin entfloß. Eine zweite Salve wurde den Fliehenden nachgeschickt, nur um das Schrecken zu vergrößern, denn unmöglich konnte sie noch von Wirkung sein, da das Wiederladen der Gewehre in der Dunkelheit mehr Zeit erforderte, als die Wilden bedurften, um aus der Schußweite zu kommen.

Bei dem Schein der Fackel wollte Tatenja bemerkt haben, daß eine Anzahl der Wilden nur bis zum nächsten Gebüsch geflohen sei, um sich wie es schien, in demselben zu verbergen; allein vergebens bemühte er sich, seiner Muthmaßung Gewißheit zu verschaffen. Lange richtete er seine Blicke auf das Gebüsch, das aber unbewegt blieb. Adolph schlug einen Ausfall und Verfolgung vor. Zehn der kühnsten Bewaffneten, unter denen Pahon und Dzoäre, erboten sich freiwillig, den Bruder ihres Herrn zu

begleiten. Den Ausfall genehmigte Tatenja jedoch nur um das nächste Gebüsch zu untersuchen und jede weitere Verfolgung zu unterlassen. Durch die kleine Pforte trat Adolph mit seinen Bewaffneten ins Freie, hinter ihnen Domingo, der die Fackel im Hofe zurückgelassen hatte; und nur deshalb mit hinaus gegangen war, um nach erfolgtem Uebergang der Bewaffneten, die Zugbrücke wieder aufzuziehen. Er kehrte auch sehr bald zurück, schloß die Pforte wieder zu und nahm seine Fackel wieder zur Hand.

Adolph hatte mit der größten Vorsicht das erwähnte Gebüsch umgangen und stellte seine Bewaffneten auf der entgegengesetzten Seite en fronte auf, ließ sie eine Salve in das Gebüsch thun, und stürmte dann mit einem Halloh hinein. Gegen 20 Indianer entflohen aus dem Holze und verschwanden in dem Orangenwalde. Nachdem Adolph auf diese Weise das Gehölz vom Feinde gesäubert hatte, kehrte er zurück und wurde mit derselben Vorsicht wie bei seinem Ausrücken wieder eingelassen.

Der Mond ging auf und beleuchtete die Flur. Alles war ruhig und kein lebendes Wesen mehr außerhalb der Fazenda zu erspähen.

Mit dem Erfolg seiner genommenen Maasregeln zufrieden, kehrten die Brüder in das Wohnzimmer zurück. Nur ein Wachtposten blieb auf der Warthe.

Tayor und Tekin waren nicht zurückgekehrt. Dieser Umstand beunruhigte den Großvater, allein Mahon, die sonst so ängstlich um ihren Gatten besorgt war, tröstete ihn mit den Worten: „Tayor kennt die Gegend umher zu gut, als daß ich für ihn zu fürchten hätte. Er wird wohl den Feind außerhalb beobachten, bis er von seinem Rückzuge Gewißheit hat.“

Achtes Kapitel.

Willst du deinem Feind bezwingen,
Komme seiner List zuvor;
Ueberraschung hilft gelingen,
Oeffnet Riegel dir und Thor.
Doch ersäh' vor allen Dingen,
Seiner Waffe Hinterhalt;
Laß dir gute Rundschaft bringen;
Klugheit nützt mehr als Gewalt.

Die Nacht ging ruhig vorüber. Schon mit Tagesanbruch bestiegen die Brüder die Warthe und überschauten die Gegend mit forschenden Blicken. Adolph schlug vor, die Spur der Wilden zu verfolgen und zu versuchen, ob man von Tabor und seinem Begleiteten Nachricht einziehen könne, allein Tatenja, für die Sicherheit seines Bruders besorgt, willigte nicht in dessen Vorschlag. Ein vor dem jenseits des Graubens gelegenen Gehölze auf eine Entfernung von mehreren hundert Schritten sichtbar gewordener Gegenstand, der früher nicht bemerkt worden war und dem einen wie ein bemooster länglicher Stein, dem andern wie der Stamm eines Baumes erschien, zog plötzlich ihre Aufmerksamkeit auf sich. Ihre Weis-

nungen über diesen Gegenstand waren so verschieden, daß sie ihn der näheren Untersuchung für werth hielten und von einigen der Bewaffneten begleitet, den Hofraum verließen. Je näher sie dem vermeinten Baumstamme oder länglichen Steine kamen, je weiter schien er sich von ihnen zu entfernen, ohne daß sie eine Bewegung an ihm wahrnahmen. Endlich erkannten sie ganz deutlich die Umrisse eines menschlichen Körpers, welcher lang ausgestreckt, am Rande des Gehölzes und wie es schien, leblos da lag. Es war ein Indianer, der bei näherer Besichtigung noch Spuren des Lebens an sich trug. Er war im Kopf und in der linken Schulter verwundet; neben ihm lag das Fell eines Tigers, das dem Indianer zur Bekleidung gedient hatte. Taztenja ließ ihn in den Hofraum tragen und Adolph untersuchte seine Wunden. Sie waren nicht tödtlich, und den Bemühungen des menschenfreundlichen Arztes und der zarten Hülfe Mahons, die die Wunden mit eigener Hand von dem Blute und dem eingedrungenen Sande reinigte, gelang es, den Bewußtlosen sehr bald zum Leben zurück zu bringen. Ein heilsamer Balsam, den Adolph herbeiholte und den Mahon in die Wunde tropfte, machte die Lebensgeister des Verwundeten rege und kaum hatte der Balsam seine volle Wirksamkeit entwickelt, als der Indianer

auch schon die großen schwarzen Augen öffnete und die mit seinen Wunden beschäftigte Mahon mit einem Blick betrachtete, in welchem sich das Gefühl des gelinderten Schmerzes dankbar aussprach. Mit Rührung sahen die Umstehenden den Ausdruck seines schönen Auges, welcher nichts von dem unstein furchtsamen Charakter eines Wilden an sich trug und freudige Ueberraschung bewegte sie, als der ins Bewußtseyn Zurückgebrachte die Lippen zum Sprechen bewegte. Leise, aber vernehmlich sagte er mit sanfter Stimme, den Blick immer noch auf Mahon gerichtet: „Die Zeit wird dir den Dank für die Wohlthat bringen, die du mir erzeigst.“ Nach einer kleinen Pause, in der er kräftig Athem geschöpft hatte, fuhr er fort: „Du bist ein guter Geist und gehörst nicht zu den Kreidegesichtern, die von dem Bösen geschickt sind, uns zu verfolgen und zu peinigen.“

Unter den Wilden herrschte der Glaube, daß die Europäer Abgesandte des bösen Geistes, in ihr Land gekommen seyen, um sie zu verfolgen, und wenn sie ihrer habhaft werden könnten, sie bis zu Tode zu peinigen, und so theilte auch dieser Wilde die allgemeine Meinung seines Volkes, obgleich er schon zum größten Theil seine Wildheit abgelegt hatte, wie er solches durch sein Benehmen bewies.

„Du bist von dem Stamme der Saïtes?“
fragte Tatenja.

„Ich bin nicht, wie du sagst, ein Saïte, antwortete der Jadianer; mein Volk nennt sich Kigriabas, aber ich lebe seit meiner Jugend unter den Saïtes.“

„Welche Absicht führte euch gestern, mit Einbruch der Nacht, auf mein Gebiet?“

„Du sprichst, entgegnete der Kigriabas, wie ein Unwissender. Welche Absicht führt dich an einem Fruchtbaume vorüber, wenn du des Weges gehst, an welchem er steht?“

„Ihr waret also von einem Streifzuge gegen eure Feinde, auf dem Rückweg in eure Wälder begriffen?“

„Ja, so mußt du sprechen, denn der Wald ist das Einzige, was ihr uns gelassen habt; aber die Zeit wird euch wieder vertreiben und euch den Rückweg zu eurem Oberhaupte zeigen, wie sie euch hier her gebracht hat.“

Mahua, an der Hand des Großvaters, ganz in den Blick des Wilden versunken, sah in ihm den ersten der Menschen, von denen ihr Tatenja schon öfter erzählt hatte, daß sie noch keinen Begriff von Gott hätten, und deshalb Wilde genannt würden. Ihre Mien verriethen mehr Theilnahme als Furcht.

„Du sprichst sehr wahr, antwortete Tatenja, obgleich du den Sinn deiner Worte nicht verstehst. Wir werden den Weg zu Ihm finden, der uns hierher gebracht hat, die Unwissenden zu belehren und zu ihm zu führen, der allen denen ein guter Vater ist, die an ihn glauben und seine Wege wandeln.“

„Lieber Großvater, flüsterte Nahna leise, sage dem Wilden nichts mehr, bitte, bitte! Sieh nur, wie er die Lippen zusammen preßt, er wird sonst böse. Deine Rede verdrießt ihn. Gehe du ihn an, redetest, sah er viel freundlicher aus als jetzt.“

Der Indianer hatte das schöne Kind an der Hand Tatenja's kaum bemerkt, als er ihr zurief: „Nathama! (eigentlich der koromatische Name für jedes junge Mädchen) — komm her zu mir.“

Nathama, welche neben ihrer Mutter Groäne stand, glaubte, der Wilde habe sie gerufen und versteckte sich ängstlich hinter ihre Mutter; allein Nahna trat, wenn gleich mit einigem Zögern, zu ihm heran, suchte dabei aber mit der linken Hand das Kleid Mahons zu erfassen, als wenn sie durch die Berührung ihrer Mutter mehr gesichert sein wollte. Der Indianer griff freundlich lächelnd nach ihrer Rechten und sprach, indem er ihr in das blaue Auge sah: „Du bist das Kind dieses guten Geistes, dein Auge, obgleich es eine andere Farbe trägt, als das

ihrige, läßt mich's erkennen. Das Licht wird dir geben, was du dir wünschest."

Ohne sich zu besinnen, antwortete Nahua: „O, wenn du doch wahr gesprochen hättest; dann würde meinem guten Vater Tayor und unserem Muleques Tekin kein Unglück zugestoßen seyn, und sie kämen bald zu uns zurück."

„Er sprach, rief Mahon, der in einiger Entfernung dem Gespräch gelauscht hatte, wie ein Barmotoma (Wahrsager), denn so eben wird der junge Herr und Tekin zur Pforte eingelassen."

Wie ein Blikstrahl trafen diese Worte die kleine Nahua. Sie ließ die Hand des Indianers los und sprang ihrem Vater entgegen, und alle Anwesenden sprachen die Freude durch ihre Blicke deutlich aus, die Ankommenen wohlbehalten wieder in ihrer Mitte zu sehen.

Während nun Tayor seinem Vater Bericht über ihr langes Ausbleiben erstattete und alle den Indianer verließen, blieb Croane allein bei ihm zurück und reichte ihm einen kühlenden Trank, den sie nach Adolph's Verordnung bereitet hatte.

Mahon stand in dem Zimmer Tatenja's neben ihrem Batten und hielt seine Hand fest in der ihrigen.

Taylor erzählte: „Wir hatten uns der von Iatenja beobachteten Staubwolke so weit genähert, daß wir den Spiegel des Flusses sehen und deutlich unterscheiden konnten, wodurch die Staubwolke entstand. Es war derselbe Trupp Reuter, der uns vor acht Tagen beunruhigt hatte. In dem Augenblick, als wir sie erkannten, machten sie Halt. Einer derselben ritt auf die Höhe, die wir den Kranich nennen. Auf dem höchsten Punkt angelangt, sah er sich nach allen Seiten forschend um, und es schien, als suche er einen erwarteten Gegenstand. Sobald seine Augen nach der Sonne Aufgang gerichtet waren, forschten seine Blicke schärfer und nach wenigen Augenblicken, in welchen er den gesuchten Gegenstand entdeckt haben mochte, sprengte er zu seinem Trupp zurück, der sich alsobald in Trapp setzte und dem aufgefundenen Gegenstand zueilte.

Wir konnten nun von unserem Standpunkte aus nichts mehr erkennen, und gingen deshalb bis zu der hohen Fächerpalme. Diese ließ ich den Musleques ersteigen. Er sah bald einen zweiten Trupp Reuter, welcher mit dem ersten zusammen stieß. Beide richteten ihren Weg gegen Abend nach dem Urwalde zu. Wir glaubten, sie wären vielleicht einigen Grimpetiros auf der Spur, allein der Musleques entdeckte von seinem erhabenen Standpunkte

aus eine Rottte von mehr als 100 Indianern, welche, über den Rio St. Francisco gesetzt, ihren Zug ebenfalls nach dem Walde richteten und bei dem Anblick der auf sie zukommenden Reuter Halt machten, Bogen und Pfeile zur Hand nahmen und sich in die jene Felder durchkreuzenden Gräben, völlig gegen einen Angriff der Reuter gesichert, vertheilten. Die Reuter waren noch nicht ganz auf Schußweite heran gerückt, als die Indianer schon ihre Pfeile abdrückten. Ein so feindlicher Empfang bewog sie Halt zu machen. Lange blieben beide Theile in ihrer Stellung, ohne irgend einen Angriff zu wagen. Nur einige Pfeile flogen von Zeit zu Zeit durch die Luft, fielen aber weit vor den Pferden, an den Boden nieder. Endlich zogen sich die Reuter langsam zurück und verschwanden unsren Blicken hinter dem Kranich. Die Indianer setzten ihren Zug fort, wendeten sich aber, wahrscheinlich durch den Anblick unserer Fazienda gelockt, gegen diese zu. Wir beeilten uns nun, vor diesen ungeladenen Gästen das Thor zu erreichen, allein der bedeutende Umweg, den wir unserer Sicherheit wegen machen mußten, und der Einbruch der Abenddämmerung, welche dem Tag kaum Zeit vergönnte, der Nacht zu weichen, verhin- derte uns daran. Wir beschloßen also, im Drang

genwalde einen günstigeren Augenblick, das Thor zu erreichen, abzuwarten.

Von dort aus hörten wir zuerst das Eulengeschrei der Gaires, und sahen dann die Mäße der Feuergewehre, auf denen die Schiffe folgten, die die Rotte von dem Thore verjagten. Bald darauf hörten wir die rauhen Stimmen der Wilden, mit ihren Schreien verbreitenden Kehllauten, ganz in unserer Nähe. Ein Gesträuch verbarg uns. Sie waren uns so nahe, daß wir jedes ihrer Worte deutlich unterscheiden konnten. Zuerst machten sie sich gegenseitige Vorwürfe über ihre eilige Flucht, dann gebot, wahrscheinlich einer der Anführer, Ruhe und theilte ihnen den gefaßten Entschluß mit. Er wolle sich nämlich in den Wald zurückziehen, von dort aus während des Tages durch einige verschmigte Köpfe die Lage und Beschaffenheit unserer Tagenda genau erforschen lassen und in der folgenden Nacht einen Ueberfall ausführen. Nachdem sie noch mehrmals den Namen Coan gerufen, und der diesen Namen Führende, wahrscheinlich einer der Anführer, nicht zu finden war, brachen sie auf und zogen quer durch die Felder. Wir schlichen ihnen an dem Rande des Waldes entlang ziehend nach. In der Schlucht der Panhoma (Krebstailoch) machten sie Halt, in der Absicht, von dort aus ihr Vor-

haben auszuführen. Jetzt kehrten wir zurück, denn der Tag wollte sich schon zeigen, und unsere Absicht war erreicht.“

Tatenja bezeugte dem Sohne seine vollkommene Zufriedenheit über seinen Bericht und über die Art der Ausführung seiner Sendung.

Nach beendigter Morgenandacht versammelten sich die Brüder und Tator in Tatenja's Zimmer, wo sie einen förmlichen Kriegsrath über die zu ihrer Sicherheit und zur Vorbeugung des projectirten Ueberfalls der Indianer, zu ergreifenden Maßregeln hielten. Nach einigen Vorschlägen und Debatten sagte Tatenja:

„So wie ich den Charakter dieser Wilden kenne, scheint es mir am gerathensten, ihrem Plane zuvorzukommen und sie selbst anzugreifen. Sie werden sich einen Angriff um so weniger vermuthen, da sie nicht voraussetzen können, daß wir mit ihrem Vorhaben bekannt sind.“

Nachdem Adolph und Tator diesem Vorschlage beigestimmt hatten, erbot sich Adolph den Ueberfall zu leiten. „Der kleine Tetin, sagte er, ist ein verschmishter Junge, er kann mir den kürzesten oder verstecktesten Weg zu dem Aufenthalt der Indianer zeigen, für's Uebrige will ich schon einstehen, wenn ich nur ein Duzend braver und gut bewaffneter

Männer bei mir habe.“ Tatenja war erfreut über die Willfährigkeit seines Bruders, eine so schwere und gefährliche Aufgabe zu übernehmen, meinte aber doch, daß dem Tator die Gegend und die Fechtart der Indianer schon bekannt sei, er also mit mehr Sicherheit zu Werke gehen könne.

„Wohlan, sagte Adolph, Tator möge den Angriff leiten, ich muß aber dabei sein. Ich würde mir ewige Vorwürfe machen, eine so gute Gelegenheit, mir einen Orden zu verdienen, vernachlässigt zu haben.“

Tatenja lächelte und meinte, wenn du durchs aus mit ziehen willst! nun um so besser, so hat mein Sohn doch eine Stütze mehr auf die er in der Gefahr rechnen kann.

„So sey's, sagte Adolph und drückte dem Tator die Hand; wir fechten einer neben den Andern.“

„Und ich, sagte Tatenja, will schon dafür sorgen, daß ihr hier einen sicheren Zufluchtsort findet, wenn ihr etwa zur Flucht genöthiget werden solltet, denn auf das Vertheidigen verstehe ich mich jetzt besser, als auf den Angriff. Die alten Weine wollen nicht mehr so ihre Schuldigkeit thun, als sonst. Vor allen Dingen läßt uns aber ein wachsamcs

kluge haben, daß wir ihre Kundschafter habhaft werden."

Der Kriegsbrath war geschlossen. Sogleich wurden einige der schlauesten Diener bewaffnet nach verschiedenen Punkten der Umgegend ausgesandt um die Kundschafter der Indianer wo möglich einzubringen.

Die Heerden blieben unter ihrem Obdach, die Zugbrücke wurde wieder aufgezogen, das Thor verammelt und die Schleuse des Grabens untersucht und zurecht gestellt, um im Augenblicke der Gefahr den Graben mit Wasser füllen zu können; alle Schusswaffen in brauchbaren Stand gesetzt, Patronen vertheilt und alles was sonst noch zur Vertheidigung nöthig war gethan und vorbereitet.

Neuntes Kapitel.

In der Unschuld lieblichsten Gewande
Schwebet jetzt ein Engel sanft herbei;
Mit dem Himmel küssst er neue Bände
Für den Heiden, daß er glücklich sey.
Lang' im wilden Herzen schon geborgen
Lag zur schönsten Frucht der Keim,
Wird erblüh'n noch eh' der junge Morgen
Zieht zu seinen Brüdern heim.

Der verwundete Indianer hatte sich, nachdem seine Wunden mit einem Verbaude versehen waren, sehr bald erholt und ging, obgleich als Gefangener beobachtet, frei in dem Hofe herum. Er betrachtete die schönen Heerden und besonders die Pferde, die ihn Croane zeigte mit großem Wohlgefallen und war überrascht, als er in das Innere des Hauses eintrat, denn seit seinem Knabenalter hatte er noch kein Haus, geschweige denn ein solches, wie das der Fazenda Tatenjas, wieder betreten.

Seine Mutter lebte, nachdem ihr Mann, ein begüterter Rigriabas gestorben war, in einer Villa

der Provinz, mehr als Gesellschafterin, denn als Dienerin einer gräflich portugiesischen Familie. Dorthin hatte sie ihren einzigen Sohn, eben diesen Indianer, als einen 5jährigen Knaben mit sich genommen, der von der portugiesischen Familie, wie das eigne Kind gehalten wurde. Er war der Gespieler und vertraute Umgang des mit ihm fast in gleichem Alter stehenden, erstgeborenen Sohnes des Grafen Rodrigo.

In einer Zeit, wo die gräfliche Familie von ihrer Villa entfernt und die Indianerin mit ihrem Knaben, der nun schon das 7te Jahr erreicht hatte, allein in der Villa zurück geblieben war, wurde diese von den Gaies überfallen, alle lebende Wesen, außer den Knaben, getödtet und die Villa selbst in Asche gelegt. Der Anführer der Gaies, den der Knabe bei dem Ueberfall zuerst in die Hände gefallen war, hatte sich seiner Jugend erbarmt, und ihn nicht getödtet, obgleich unter seinem Stamme eine Art von Gesetz herrschte, daß alle Gefangene getödtet werden sollten. Unter dem Schutze des Anführers ward ihm kein Leid zugefügt, vielmehr wurde er geschmeichelt und geliebt, und auf jede Weise den übrigen Kindern des Stammes vorgezogen. So war er bis zu seinem 24sten Jahre herangewachsen und nur dunkle Erinnerungen seiner

frühesten Kindheit hatten sich in seinem Herzen bewahrt. Die Gaites, welche schon in seiner Knabenzeit etwas Ausgezeichnetes an ihn bemerkten, nannten ihn nur Coan, den jungen Adler; und gewöhnten sich schon frühzeitig daran, seinen Befehlen eben so pünktlich nachzukommen, als denen ihres Anführers, der den Knaben wegen seiner Kühnheit und Geistesgegenwart täglich lieber gewann.

Bei dem Ueberfall auf Tatenja's Fazenda war Coan mit einem Theil der Rotte in dem Gehölz zurückgeblieben und bei dem Angriff den Adolph auf dasselbe machte, verwundet worden, so daß er besinnungslos den Rest der Nacht hindurch bei dem Gehölze liegen blieb und des andern Morgens von Tatenja gefunden, in den Hof gebracht wurde.

Er war mit dem Fell eines selbst erlegten Tigers bekleidet und trug übrigens noch ein Geflecht von großen Blättern, das seinen Unterkörper bedeckte. Erst als er von seinem Lager aufstand, konnte man die Schönheit seines Wuchses und die Grazie seiner Bewegungen bemerken, die in der That einen auffallenden Kontrast mit der eines Gaites machte, obgleich fast alle Männer dieses Stammes groß und kräftig gebaut waren.

In der Seele des schönen Indianers hatte sich bei der näheren Betrachtung des Inneren der

Fazenda die Erinnerung an seine frühesten Jugendmächtig erregt und es schien eine dunkle Vorstellung von der Villa, wo er einst mit seiner Mutter gewohnt hatte, beschäftigte seinen Geist.

Immer deutlicher wurde in ihm diese Vorstellung, als er in das Zimmer trat, welches für die Kinder und ihrer Wärterin bestimmt war, denn mit ungemeinem Interesse betrachtete er jeden Gegenstand in demselben, und konnte sich kaum von der Gesellschaft Nahmas und Nathamas, die mit ihren Puppen spielten, losreißen.

Der Mittag war vorüber und noch immer bemerkte man in der Fazenda eine allgemeine Regsamkeit zur Vorbereitung des projektierten Ueberfalls der Indianer, die sich in dem Thale der Panhoma gelagert hatten. Adolph und Tavor untersuchten die verschiedenen Punkte der Verschanzungen und ordneten hier und da eine Verbesserung derselben an. Alle männlichen Bewohner der Colonie waren eifrig mit ihren Waffen beschäftigt und Weiber, Mädchen und Kinder trugen alle Geräthschaften der Wirthschaft in die zu ihrer Aufbewahrung bestimmten Räume. Tatenja ging in seinem Zimmer auf und ab und Mahon stand in einer Fensternische, mit dem Kopf auf ihre Hand gestützt und blickte nachdenkend vor sich hin.

„Was ist es, fragte Tatenja seine Schwiegertochter, was deinen Geist beschäftigt? du scheinst in einem tiefen Nachdenken versunken.“ Mahon richtete ihren Kopf auf, ihre Wange überflog eine leichte Röthe.

„Ich dachte, antwortete sie, an unseren Gefangenen. Ist es nicht bellagenswerth, daß ein mit so vielen Vorzügen ausgestattetes Wesen, in der Unwissenheit lebt und nicht einmal eine Ahnung von der höheren Erkenntniß in sich trägt?“

„Vielleicht, erwiderte Tatenja, ist er zu seinem Heil in unsere Gefangenschaft gerathen.“

„Es wäre, unterbrach Mahon, gewiß ein gottgefälliges Geschäft, ihn aus dem Dunkel der ihn umhüllenden Nacht zu ziehen und ihn mit dem beseligenden Glauben vertraut zu machen.“

„Gewiß wäre es das und Niemand, meine Tochter, könnte eines glücklichen Erfolgs gewisser seyn, als du, wenn du es unternehmen wollest, ihn die Wege des Herrn zu zeigen.“

Mahon richtete ihre Augen zum Himmel und eine schöne Thräne fiel auf ihre Wange.

„Sieh, sagte Tatenja, der an das Fenster getreten war, dort geht er mit den Kindern Hand in Hand. Schon diese Vorliebe, die er für die Unschuld in seinem Herzen trägt, beweist, daß der

Keim des Guten und Edlen in ihm liegt; und nur der Anregung bedarf es, um ihn zur Blüthe zu bringen,“

„Ich möchte sein Gespräch mit den Kindern belauschen, wenn ich nicht fürchtete, es zu unterbrechen.“

„Jetzt hat er sich auf die Rasenbank in der Rosenlaube niedergelassen. Nathama sitzt zu seiner rechten und Nahna steht vor ihm. Komm Croane, wir wollen uns hinter der Laube verstecken und ihrem Gespräch ungesehn bewohnen.“ Mahon und Croane verließen das Zimmer und gingen in den Garten. Als sie sich der Laube so weit genähert hatten, daß sie unbemerkt die Unterredung Coans mit den Kindern hören konnten, ließen sie sich auf dem Rasen nieder und lauschten. Nahna sagte zu dem Indianer: „Siehst du, auch diese schönen Blumen und fruchttragenden Bäume hat unser guter Vater Gott aus Liebe zu seinen Kindern erschaffen, damit wir ihn erkennen aus seinen Werken und ihn lieben, so wie er uns liebt. O! ich kann dir noch Vieles, sehr Vieles von seiner Allgüte und Liebe für uns erzählen, wenn du mich aufmerksam anhören willst; denn der Großvater Tatenja sagt immer zu uns, wenn wir von Gott sprechen hören, sollen wir recht aufmerksam seyn, damit wir ihn

recht in seiner vollen Größe erkennen lernen.“ „Erzähle, erwiederte der Indianer, du Kind des guten Geistes, ich will dir aufmerksam zu hören, denn deine Rede gefällt mir.“

„Wenn du das thust, entgegnete Mahna, so wirst du unseren himmlischen Vater eben so lieb haben wie wir und dann kein Wilder mehr seyn; und von uns allen, auch von meinem guten Großvater, und von meiner lieben Mutter Mahon, wie unser Bruder geliebt werden.“

„Ja! rief Coan mit Begeisterung, Mahon ist ihr rechter Name, denn sie ist so schön wie die Sonne und ihre Blicke sind so wohlthätig wie die Strahlen der Sonne. Erzähle mir Kind Mahons, erzähle mir Alles was du weißt.“

Mahon erröthete und verbarg ihr Gesicht und die aus ihrem Auge rollenden Thränen hinter ihrem Taschentuch.

Es war für das Herz der Mutter ein hoher Genuß, ihre 11jährige Tochter in dem Amte der Befehrerin mit so vielem Eifer wirksam zu sehn, und wenn auch die letzten Worte des Indianers ihr Bartsgefühl erröthen mochten, so schwieg doch in ihrem Herzen die Stimme der Eitelkeit, die gewiß bei manchem anderen Weibe Gefühle erweckt haben würde, die diesem reinen Wesen fremd blieben.

Mahnas kindliche Rede, die sie nun dem Indianer hielt, war so klar und verständlich und enthielt eine so treue Schädigung der Lehren des christlichen Glaubens, daß Coan mächtig davon ergriffen, mit Wärme ausrief: „Wenn das der Glaube der Weisen ist, dann will ich sie fortan nicht mehr scheitern und mich mit Freuden bemühen, den Gott, den sie anbeten, näher kennen zu lernen. Schon lange lag eine dunkle Ahnung von dem, was du mir erzähltest, in mir, aber ich hatte niemals Gelegenheit, mich darüber zu belehren, denn seit meiner Kindheit lebte ich unter den Saïtes, deren Ansichten von dem Erschaffenen freilich ganz anderer Art sind, als die deinigen. Nur dunkel erinnere ich mich noch, daß ich in meiner frühesten Jugend ähnliche Lehren gehört habe, doch nicht so klar und verständlich, denn sonst würden sie mir nicht aus dem Gedächtniß entschwunden seyn. Und deine Mutter Mahon, glaubt auch sie an diese Lehren?“

„Mahon und mein guter Großvater Eatonja haben mich mit diesen Lehren bekannt gemacht; ihr Werk ist es, daß ich so glücklich bin, zu der Zahl der gläubigen Christen zu gehören.“

„Wenn das ist, erwiederte Coan, so will auch ich an den Gott glauben, den ihr verehrt und ihn mit euch verehren. Wo ist Mahon, sage ihr, daß

ich aus ihrem Munde die Bestätigung dessen zu hören wünschte, was ich aus deinem Munde erfuhr.“

Mahon trat näher. Der Gedanke, das von ihrer Tochter so glücklich begonnene Geschäft der Bekehrung zu vollenden, beschäftigte sie.

Soans Augen glänzten vor Freude, als er Mahon bemerkte. „Du erscheinst mir guter Geist, redete er sie an, in einem Augenblick, wo ich deiner bedarf. Dein Kind hat mich erleuchtet und aus dem Dunkel, in welchem ich lebte, hervorgezogen, aber noch bestürmen mich Zweifel, die du mir lösen sollst. Setze dich hierher zu mir und sage mir, was ich zu wissen wünsche.“

Mahon setzte sich und beantwortete die Fragen des Indianers mit so vieler Gewandtheit, daß es ihr gelang, den Soan von der unumstößlichen Wahrheit der Lehren zu überzeugen, die Mahna ihm in ihrer kindlichen Einfalt mitgetheilt hatte.

„Nur eins, sagte der Indianer, will mir nicht recht einleuchten. Wenn die Liebe, die Grundlage eures Glaubens ist, und wir, wie du sagst, eben so gut Kinder Gottes sein sollen, als ihr, wie ist es möglich, daß diejenigen, welche hierher in unsere Wälder gedrungen sind, um uns mit den Lehren des Christenthums bekannt zu machen, so grausam mit uns verfahren können, uns unseres Eigenthums

berauben und gleich uns Menschen tödten. Wir bekriegen unsere Feinde und tödten sie, wenn wir ihrer habhaft werden können. Ganz so verfahren die Männer des Glaubens gegen uns und bedienen sich noch dabei eines Werkzeugs, das von dem bösen Geist erfunden sein muß, da es Blitze und Donner verbreitet und den Tod unter unsere Rotten schleudert.“

„Ich vermag nicht zu entscheiden, antwortete Mahon, in wie fern meine Glaubensbrüder Recht oder Unrecht thun diejenigen, welche noch keinen Begriff von Gott haben, als ihre Feinde zu bekriegen und selbst zu tödten; allein so viel ist gewiß, daß selbst, wenn sie unrecht handeln, der Glaube nicht die Schuld davon trägt. Ich bin selbst eine Heidin geboren und erst durch Belehrung eine Christin geworden. Mein Gatte und sein Vater aber sind geborne Christen und so lange ich sie kenne, habe ich niemals einen Gedanken, eine Aeußerung von ihnen gehört, niemals eine Handlung von ihnen gesehen, die gegen den Willen dessen anstrebt, den wir anbeten. Komm mit mir zu Tatenja, er wird dir deine Zweifel zu lösen besser im Stande seyn, als ich es vermag, denn ich bin ein Weib und all mein Wissen ist nur das Wissen eines schwachen Weibes.“

„Wohlan, sagte Góan, indem er aufstand, ich will dir folgen, denn du bist wie ein schöner glänzender Stern des Himmels, der Weg, den du gehst, kann nur zum Guten führen.“

Behntes Kapitel.

Der Gaite schweigt, wenn ihn Fesseln umgeben,
Höher achtet er die Freiheit, als das Leben.

Vor dem Wohnhause der Fazenda saßen Tatenja und Adolph unter dem Schatten der Orangenbäume; ihnen zur Seite stand Tayor, Dzoäre und Tefin, und vor ihnen ein Gaite, beide Hände auf den Rücken gebunden. Dzoäre und Tefin hatten diesen Wilden in der Nähe der Palisaden in dem Graben liegend gefunden und würden ihn wahrscheinlich nicht bemerkt haben, da er unbeweglich bei ihrer Annäherung liegen geblieben war, wenn nicht Tefin seinen Gespielen, einen kleinen Hund, bei sich gehabt hätte, der vor dem zum Knäuel zusammengerollten Wilden stehen blieb und ein so lautes Gebell aufschlug, daß Tefin sich dadurch bewogen fühlte, den fremden Gegenstand näher zu untersuchen. Der Wilde wollte entspringen, Dzoäre war aber herbeigeeilt und half dem Muleques seinen Gefangenen binden und in den Hofraum bringen. Es war kein Zweifel vorhanden, daß dieser Wilde ein Kundschafter der Sai-

tes sei, welche sich nach dem verunglückten Angriff auf die Fazenda in dem Thale der Panhoma mit dem Vorsatz gelagert hatten, die Colonie in der nächsten Nacht mit besserem Erfolge zu überfallen; allein alle Fragen, die Tatenja deshalb an seinen Gefangenen richtete, blieben unbeantwortet; trotzig wies er jede Aufforderung der Güte, ja selbst Drohungen zurück und blieb stumm.

„Wohlan denn, sagte Tatenja zu ihm, wenn du nicht in Gutem zum Sprechen zu bringen bist, so sollen andere Mittel angewendet werden, dir die verstockte Zunge zu lösen. Bindet ihn an jenen Baum, befahl er den Dienern, und legt ihm ein Halseisen um.“

Nachdem der Befehl Tatenja's vollzogen worden war, stand der Wilde mit knirschenden Zähnen, ohne eine Sylbe auf die wiederholt an ihn gerichteten Fragen zu antworten, noch troziger da als zuvor; und als ihm Tatenja mit der martervollsten Todesstrafe drohte, stieß er ein wildes Gelächter aus, das die Umstehenden schauern machte. Mahon, in Begleitung des Kigriabas und der Kinder, war indessen in den Hof getreten.

Der gefangene Saite hatte kaum den Sohn seines Anführers erblickt, als auch die Wuth auf seinem Gesicht verschwand und aus seiner Kehle ein

Laut hörbar wurde, der wahrscheinlich freudige Ueberraschung ausdrücken sollte. „Góan! Góan! rief er, hilf mir! rette mich aus den Klauen des Bösen.“

Góan trat näher und als er bemerkte, daß der Gaite an den Baum gebunden und mit einem Hals-eisen versehen war, wendete er sich mit einem Ton des Vorwurfs zu Mahon: „Sieh Mahon, ist das auch ein Werk der christlichen Liebe deiner Brüder?“ Mahon erröthete, erwiderte aber mit sanfter Stimme: „Gewiß ist jener Wilde ein Uebelthäter, der Böses gegen uns im Schilde führt, sonst würde ihn Tatenja so hart nicht strafen.“

„Was hat euch der Gaite gethan, fragte Góan, daß ihr ihn so mißhandelt?“

Tatenja antwortete: „Er ist ein Randschaffer deiner Rette, die nichts Geringeres im Schilde führt, als unsere friedlichen Wohnungen noch einmal in dieser Nacht zu überfallen und uns unseres Eigenthums und wo möglich auch unseres Lebens zu berauben, denn das warme Blut der Kreidegesichter ist den Gaite ein Labetrank.“

Góan erglühte vor Zorn, als aber sein Blick den Blicken Mahons begegnete, unterdrückte er den Ausbruch seiner Leidenschaft und sprach gelassen: „Wozu habt ihr ihn aber an jenen Baum gebunden, er kann euch ja nicht entfliehen.“

„Hartnäckig verweigert er jede Antwort auf meine Fragen“, entgegnete Tatenja.

„Es ist dir unbekannt, sagte Góan, daß ein Gaite mit seinem Feinde kein Wort wechselt, so lange er gebunden ist. Eher würde er seinen eigenen Kopf vom Rumpfe schneiden, ehe er eine Sylbe über seine Lippen brächte. Löse ihm seine Fesseln, und ich stehe dir dafür, er wird dir keine Antwort schuldig bleiben.“

„Wenn dem also ist und seine Widerspenstigkeit Folge eines Volksgebrauchs, so soll dein Wille geschehen.“

Es gleich wurde der Gefangene losgebunden und seiner Banden befreit. Er trat in einiger Entfernung von Góan näher und schien jetzt gelassen sein Verhör zu erwarten.

„Jetzt sage mir, fragte Tatenja, bist du ein Rundschafter der Gaites?“

„So ist es, antwortete der Gaite.“

„Weißt du auch, daß nach unseren Gebräuchen der gefangene Spion gehängt wird?“

„Ich habe den Tod für meine Unvorsichtigkeit mich fangen zu lassen, verdient, ihm unterwerfe ich mich lieber als den Fesseln.“

Während sich nun Tatenja und Adolph geheim besprachen, suchte der gefangene Gaite sich dem Góan

durch Blicke und Zeichen verständlich zu machen, und es war keinem Zweifel unterworfen, daß beide sich wohl verstanden. Tatenja, der diese Zeichensprache bemerkte, wendete sich zu Góan und sagte: „Wenn du von deiner Freiheit einen schlechten Gebrauch machst und unsere Gastfreundschaft mit Undank lohnst, so sei versichert, daß auch du der Strafe nicht entgehen wirst.“

„Sei unbesorgt, entgegnete Góan, ich werde nichts thun, was dir und den Deinen Nachtheil bringen könnte. Laß mich mit diesem Burschen nur wenige Minuten allein und der Erfolg wird dich belehren, daß ich nicht undankbar bin.“ Bei diesen Worten sah er Mahon an, die ihn prüfend ins Auge gefaßt hatte. Mahon wandte sich sodann zu Tatenja und sagte: „Thut ihm seinen Willen, seine Absicht ist gut, ich bin es fest überzeugt.“

Góan und der Gaite wurden nun in ein Zimmer geführt, wo sie sich ohne Zeugen sprechen konnten.

Während dieser Unterredung erzählte Mahon dem Tatenja den Inhalt des belauschten Gesprächs ihrer Tochter mit dem Indianer und erwähnte dabei auch der Zweifel, die dieser aufgestellt hatte. „Wir haben ihn, sagte Mahon, für unsern Glauben gewonnen und es bedarf jetzt nur noch deiner Belehrung, um das Werk zu vollenden.“

Tatenja war innig über diese Nachricht erfreut und der Gedanke, seine Lieblingsidee, einen Heiden in seiner Kapelle zu taufen, trat mit frischen Farben vor seinen Geist. Es soll, sagte er, für die ganze Colonie ein Fest werden, wie sie noch keines gefeiert hat und für mich ein doppeltes, da ich so glücklich bin, meinen theuern Bruder als Zeugen dabei zu haben.“

Góan und der Gaité traten wieder in den Hof und der erstere zu Tatenja, welcher unter dem Schatten seiner Orangenbäume saß und in den Gedanken schwelgte, seinen liebsten Wunsch recht bald erfüllt zu sehen.

„Tatenja, sagte der Indianer, deine Befürchtung ist nicht ungegründet; die Gaites haben in der That die Absicht, deine friedliche Wohnung noch in dieser Nacht zu überfallen und jener Bursche so wie noch drei andere, die eurer Aufmerksamkeit entgangen sind, haben den Auftrag, den schwächsten Punkt eurer Verschanzungen auszukundschaften, um ihn beim Angriff benutzen zu können; doch fürchte nichts! laß den Gaiten zu seinem Volke zurückkehren und ich bürge dir dafür, sie werden nicht allein ihren Vorsatz aufgeben, sondern ungesäumt ihren gegenwärtigen Aufenthalt verlassen und in ihre Wälder heimziehen.“

Tatenja hatte den Indianer bei dieser Rede scharf ins Auge gefaßt.

„Du verlangst sehr viel, sagte er, doch wenn ich dir auch vertraue, wer steht dir selbst dafür, daß die Gaites sich deinem Willen fügen werden?“

„Mein Wille ist ihnen Befehl und ihr Anführer, ein kinderloser Greis, der mich als seinen Sohn und Nachfolger aufgenommen hat, wird meinen Wunsch sich zurückzuziehen, schon am bestenwillen erfüllen, weil ich ihm sagen lasse, daß sein friedlicher Abzug die Bedingung sei, unter welcher du mir Leben und Freiheit zugesichert hast. — Ich bleibe so lange in deiner Haft, bis mein Vater diese Bedingung erfüllt hat und ist er erst mit seiner Horde in ihre Wälder zurückgekehrt, so wird es ihm nicht mehr einfallen, dich zu beunruhigen.“

Nach einigem Nachdenken und einer geheimen Unterredung mit den Seinigen sagte Tatenja:

„Wir lassen den Gaiten in Gottes Namen ziehen.“

Goan trat zu dem Kundschafter und sagte demselben noch einige geheime Worte, bei denen Gebärden und Blicke die Autorität bewiesen, welche er über den Gaiten ausübte; dann öffnete Domingo die Pforte und der Gaiten wurde freigelassen.

Fünftes Kapitel.

Schwer sind des Schicksals Wege zu ergründen,
Sie führen schnell vom Glück zum Unglück hin;
Und wenn sie auch den Wechsel vorher künden,
Wir athten selten ihrer Zeichen Sinn.

Die Sonne neigte sich ihrem Untergange und in ihren letzten Strahlen erglänzten die blanken Waffen der treuen Diener Tatenja's, welche unter der Anführung Adolph's und Tapor's dem Thale der Panhoma, in welchem sich die Gaiten gelagert hatten, entgegen zogen.

Tatenja hatte nämlich, da er dem Erfolge der Verwendung Coan's bei dem Wilden nicht völlig vertraute, den projektirten Ueberfall nicht ganz aufgegeben. Der verschmuckte Tefin zog dem kleinen bewaffneten Trupp als Wegweiser voraus. Ihr Marsch ging beständig durch Vertiefungen zwischen Felsen und Gesträuchen, und unbemerkt gelangten sie bis auf Büchseuschußweite zum Thale der Panhoma. Hier wurde Halt gemacht. Tapor und Tefin, von der einbrechenden Dunkelheit begünstigt,

näherten sich dem Abhange, der gleichsam die eine Wand der Panhoma oder des Krötenloches ausmachte; aber vergebens war ihr Bemühen, eine Spur der Wilden in diesem Thale aufzufinden. Tavor's Blicke überschauten die ganze Ausdehnung der Panhoma, nirgends regte sich ein menschliches Wesen. Schon glaubte er die Ueberzeugung zu haben, daß die Wilden der Aufforderung Coan's gefolgt und ihren Hinterhalt verlassen hätten, als Tefin, der sein Ohr dicht am Boden gelegt hatte, ganz deutlich einen Ton vernahm, der ihm das starke Athemholen schlafender Menschen zu sein schien. Auch erschienen an dem Eingange der Panhoma plötzlich zwei dunkle Gestalten, welche im Gespräch begriffen, in die Panhoma eintraten.

Sie sprachen leise mit einander, doch entging dem scharfen Ohre Tefin's keine Sylbe ihres Gesprächs.

„Coan, sagte die eine der Gestalten, ist in der Macht des Bösen; wir dürfen also seinem Willen nicht folgen, und müssen vielmehr alles aufbieten, ihn um jeden Preis zu befreien. Auch möchte sich schwerlich eine so vortheilhafte Gelegenheit wieder darbieten, das Nest zu zerstören; denn die Kreidesgesichter sind durch Coan's Versprechen, uns zu

entfernen, sicher gemacht. Also, ohne Verzug an's Werk!"

Mit diesen Worten traten die beiden Gestalten dem Fuße des Abhanges näher, auf dessen Höhe Tayor und Tefin lauschten. Erst jetzt bemerkten diese, daß die ganze Rotte der Wilden an demselben Abhange im tiefen Schlaf versunken, so nahe vor ihnen lag.

Der Ruf der Anführer weckte die Schlafenden, während Tefin vorsichtig zurücktrach und die Bewaffneten bis zum Abhange vorführte. Mit aufgezogenen Büchsen rückte Adolph mit seinen Bewaffneten vor, und auf der Höhe angelangt, ließ er mit einem lauten Hulloh, daß das Echo des Waldes hundertfach wieder gab, Feuer auf die Wilden geben, und sobald der erste Schuß gethan war, unter fortgesetztem Hullohgeschrei sogleich wieder laden.

Das vielfache Echo und das Unverhoffte des Ueberfalls ließen den Anführer der Wilden eine weit größere Anzahl der Angreifenden vermuthen und so zur Flucht greifen, die, obgleich viele der Wilden noch im halben Schlaf waren, dennoch so eilig vollzogen wurde, daß eine zweite Salve der Angreifenden sie nicht mehr erreichte.

Das Wehklagen der Verwundeten vergrößerte die Furcht und reizte um so mehr zur eiligsten Flucht, da selbst die Stimme des Anführers verstummt war.

Die Angreifenden schickten sich zur Verfolgung an und nahmen ihren Weg auf dem Rücken der Anhöhe entlang, während die Wilden das Thal verfolgten.

Am Ausgange des Thales befand sich ein enger Hohlweg, den die Fliehenden durchaus berühren mußten; diesen wünschte Tabor vor der Ankunft der Wilden zu erreichen, um den Sieg vollständig zu machen und der Rotte den Gedanken an ein Wiedertehren völlig zu benehmen. Allein er kam erst auf die rechte Seite desselben an, als bereits ein großer Theil der Wilden den Hohlweg durchschritten und die vor demselben sich öffnenden weiten Pläne erreicht hatte. Einige seiner Bewaffneten, die zuerst die Wand des Hohlweges erreicht hatten, feuerten, ohne die Uebrigen abzuwarten, und veranlaßten dadurch den Anführer der Wilden, welcher mit dem größeren Theil seiner Rotte den Hohlweg noch nicht erreicht hatte, diesen zu vermeiden und die steilen Felsen zu erklimmen, auf welchen die Angreifenden standen. Kaum waren die Gaites oben angelangt, als auch sogleich ein hartnäckiger Kampf, Mann gegen Mann, entstand. Adolph mit zwei

der Bewaffneten worden von den übrigen getrennt und bis in das offene Thal gedrängt. — Taylor war glücklich gewesen, er hatte seine Angreifer überwunden und sich mit dem Trupp in eine vortheilhaftere Stellung zurückgezogen. Hier erst vermist er den Onkel Adolph und seine Begleiter. Der Gedanke seiner Rettung überwog den seiner Sicherheit, er verließ seine Stellung und folgte der sich über die weite Ebene eiligst dahinziehenden Rotte, welche Adolph und seine beiden Begleiter als Gefangene mit sich fortführte.

Noch ehe Taylor die Ebene erreicht hatte, bemerkte er von der entgegengesetzten Seite her eine dunkle Masse, welche sich gegen die fliehenden Wilden heran bewegte; und als der Mond über die Berge schien, erkannte er dieselbe als einen Trupp Reuter.

Die Wilden, mitten im offenen Felde und ohne Schutzwehr, warfen sich bei dem Anblick der Reuter, in einem dichten Haufen auf ihre Kniee zur Erde, und nahmen Bogen und Pfeil zur Hand. — Aber die Schnelligkeit mit der die Reuter gegen sie ausprengten, vereitelte ihren Vorsatz, jene mit einer Salve zu empfangen und nöthigte sie abermals die Flucht zu ergreifen. — Adolph und sein Begleiter blieben stehen und riefen den Reutern ihr amigo!

entgegen. Der Anführer der Reuter, ein junger Offizier, empfing die Geretteten mit sichtbarer Freude und ließ sie unter dem Schutze eines Reuters, während er an der Spitze seiner übrigen Reuter, die fliehenden Gaies bis in den Wald verfolgte.

Tayor war indessen herbeigeeilt und so wieder mit Adolph vereint, traten sie, sobald der junge Offizier dem Adolph seine Rettung verdankte, von seiner Verfolgung zurückgekehrt war, ihren Rückweg an.

Jenseits der Panhoma wurde Halt gemacht. Die von der großen Anstrengung ermüdete Kraft bedurfte der Erholung. Adolph, Tayor und der junge Offizier lagerten sich unter einer hochstämmigen Fächerpalme, und sowohl die Reuter, als die Bewaffneten der Fazenda folgten dem Beispiel ihrer Führer. Der Mond beleuchtete die Flur so hell, daß man im Stande gewesen wäre, Geschriebenes zu lesen. —

Adolph von Dankbarkeit gegen seinen Erretter erfüllt, unterbrach zuerst das Stillschweigen, das auf dem ganzen Rückwege geherrscht hatte. Er gab sein Gefühl herzliche Worte, die von dem jungen Offizier mit wahrer Freude aufgenommen und erwidert wurden. Der Wunsch, seinen Erretter näher kennen zu lernen, und die innige Zuneigung, die er für denselben empfand, ließ ihn, der Sitte

des Landes zuwider, nach dem Namen des Offiziers fragen, aber ehe derselbe auf diese Frage geantwortet hatte, rief Tefin, welcher eine der Fächerpalmen erstiegen hatte, um die Umgegend besser übersehen zu können.

„Die Gaites! die Gaites!“

Der Ruf des wachsamem Muleques hatte die Bewaffneten schnell in Reih und Glied und die Reuter auf ihre Pferde gebracht.

Der Offizier beorderte sogleich zwei seiner Reuter, nach der von Tefin bezeichneten Gegend vorzureiten und die auf's Neue vorrückenden Gaites zu beobachten. Der Anführer der Wilden, der den Verlust seines Sohnes Góan nicht zu ertragen vermochte und fest entschlossen war, lieber zu sterben, als ohne ihn in seine Wälder zurückzukehren, hatte den Ueberrest seiner halbaufgeriebenen Rotte gesammelt und zog nun noch einmal dem Orte entgegen, der den Gegenstand seiner Sehnsucht in sich schloß. Die Zahl der ihm gebliebenen Streiter war aber so geringe, daß Tavor den Vorschlag des Offiziers zu folgen beschloß, mit den Bewaffneten in die Fazenda zurückzukehren und die Vertreibung der Wilden, ihm mit seinen 15 Reutern allein zu überlassen; aber Adolph verschmähte es, seinem jungen Erretter zu verlassen, bevor die Gaites die Gegend ge-

räumt haben würden, und so blieben alle beisammen und vereinigten sich zu einem gemeinschaftlichen Angriff, von dem sie sich den besten Erfolg versprachen. Nur einer der Bewaffneten wurde nach Hause geschickt, dem Tatenja von dem vorgefallenen Bericht abzustatten und alle Bewohner der Fazenda über das Schicksal der Abwesenden zu beruhigen.

In der Fazenda herrschte die größte Ruhe und Alles war gegen einen etwaigen Angriff aufs Beste vorbereitet. Sobald Tatenja das Schießen aus der Ferne gehört hatte, ließ er die Schleuße öffnen und in wenigen Minuten war der Graben mit Wasser gefüllt. Die zurückgebliebenen Bewaffneten waren auf ihre Posten und Tatenja auf die Warthe getreten und Mahon und Rahna den Großvater gefolgt und verließen ihn nicht eher, bis der Abgeordnete Tayors angekommen war und alle Bewohner durch seine Mittheilungen beruhiget hatte.

Coan, dem der Auszug der Bewaffneten unbekannt geblieben war, lag unter einem Orangenbaum und überließ sich ganz seinen Gedanken, die durch das Gespräch mit Mahon eine ganz neue Richtung bekommen hatten. Selbst die Rückkehr der Bewaffneten und der Einzug der Reiter in die Fazenda vermochten nicht ihn aus seinen Träumen zu wecken.

zwölftes Kapitel.

Der Traum wird zum Verräther,
Der Seele Geheimniß enttäuſcht
Den ſchlummernden Lippen,
Wenn das Herz überſtrömt in Gefühl.

In dem Familienzimmer der Fazenda ſtand Tatenja, die kleine Gufelin, auf dem Arm und Tayor und Mahon ihm zur Seite. Sie bildeten eine Gruppe, die auch dem kühnſten Maler treu wieder zu geben, ſchwerlich gelingen möchte. Aus ihren Blicken ſprach die freudigſte Ueberräſchung und die innigſte Theilnahme an dem was ſich ſo eben vor ihren Augen zugetragen hatte. Adolph hatte in der Perſon ſeines Erretters, ſeinen Sohn Eduard wieder gefunden und an dem Herzen des Vaters fühlte der Sohn die Seligkeith der Wiedervereinigung mit dem, dem er das Leben verdankte. Eduard war von dem geliebten Vater ſeit ſeiner Kindheit getrennt und ſtand nun zum Manne gereift, als deſſen Lebensretter vor ihm.

Lange bedurften die von Freude erfüllten Gemüther bis ſie ſich zu beruhigen vermochten; und

erst als der junge Offizier die Erzählung der Begebenheiten seines Lebens begann, ging das Entzücken nach und nach in freudige Theilnahme über. Der Befehl seiner Vorgesetzten hatte ihn, nach seiner Rückkehr von Lissabon zu dem Detaschement in die Provinz gebracht, welchen die Vertreibung der Grimpeiros aus den Diamanten-Distrikten oblag. Auf einem solchen Streifzuge begriffen, führte ihn die Vorsehung an dem rechten Ufer des St. Francesco und machte ihn zum Lebensretter seines Vaters, der ohne sein Erscheinen jedenfalls ein Opfer der Grausamkeit der Gaites gefallen seyn würde.

Durch ihn erfuhren die Brüder zugleich die erfreuliche Nachricht von dem Leben ihrer Schwester Philippine, welche mit ihrem Gatten D. Diego nach Lissabon gereist war und sich dort des Wohlstandes und des häuslichen Glückes im vollen Maaße erfreute.

Bei der von Mahon und Cróane bereiteten Abendmahlzeit wurden nun die Gläser auf das Wohl der geliebten Schwester geleert und neue Pläne für die Zukunft erdacht und besprochen. So war die Mitternacht vorübergegangen und Niemand fühlte das Bedürfnis der Ruhe. Selbst in der Halle der Dienerschaft war alles noch Freude und Leben.

Die fremden Gäste genossen nach langer Entbehrung die ausgewählteste Bewirthung und verbreiteten durch ihren Frohsinn ein reges Leben. Nur einer der Reiter, der berühmte Sergeant Jozée schien die allgemeine Freude nicht zu theilen. In seinem Herzen brühtete die Rache über den jüngst erfahrenen Schimpf, den er nicht aus seinem Gedächtniß verscheuchen konnte; und der ihn mit lebhaften Farben aufs Neue vor die Seele getreten war, als er den unschuldigen Urheber desselben, den Muleques Tefin, vor sich sah, durch dessen List er damals unverrichteter Sache von der Fazenda abziehen mußte.

Noch hatte die Familie ihrer Abendmahlzeit nicht beendiget, als in der Halle der Dienerschaft ein Wortwechsel hörbar wurde, der die Aufmerksamkeit Tatenjas auf sich zog. Die Heftigkeit der lauten Ausbrüche desselben bewogen Tatenja und Mahon den Tisch zu verlassen, um Ruhe zu gebieten. Der Offizier, der eine der überlauten Stimme, als die seines Sergeanten Jozée erkannt zu haben glaubte, folgte dem Tatenja. Der Wortwechsel war in der That sehr ernster Art.

Der Sergeant Jozée, der durch seinen Raub und Habsucht schon oft das Schrecken der einsam gelegenen Wohnungen gewesen war, konnte die

Schmach nicht vergessen, die ihn erst vor Kurzem von der Fazenda Tatenjas dadurch wiederfahren war, daß ihn der Einlaß unter dem Vorwande, das Fieber herrsche in derselben, verweigert worden war. Tefin, durch das unwahre Vorgeben der Krankheit, die unschuldige Ursache der getäuschten Hoffnung des Sergeanten, sollte die Rache des Verlisteten in vollem Maaße fühlen. Schon lag der arme Knabe von dem Sergeanten auf den Boden niedergedrückt und über seinem Haupte schwebte die blanke Waffe des Reiters zum Todesstreich bereit, als der Offizier eintrat und ihn den Säbel mit den Worten entriß:

„Was that dir der Knabe, daß du ihn mißhandelst? Du bist unwürdig diese Ehrenwaffe zu tragen, Glender!“

Mit Zorn entflammten Blicken griff der Sergeant nach einem im Gürtel steckenden Pistol.

„Rasender! rief der Offizier, was beginnst du und griff nach dem Pistol; allein ehe er es verhindern konnte, brannte der Ergrimnte das Pistol auf ihn ab. Die Kugel streifte das linke Ohr des Offiziers und würde ihn unfehlbar getödtet haben, wenn er nicht durch eine schnelle Wendung seines Oberkörpers dem Schusse ausgewichen wäre. Aber die morblustige Kugel wollte ihr Ziel haben. Einige

Schritte hinter dem Offizier stand Mahon; mit einem Ausruf des Schmerzes sank sie zu Boden. Die Bestürzung war allgemein und selbst auf den Gesichtern, der an Schauderscenen gewöhnten Reuter, sprach sich ein Gefühl des Mitleids aus. Die unglückliche Mahon, in ihrem Blute schwimmend, wurde von Eduard mit Hilfe ihres Vaters und Adolphs in ihr Schlafgemach getragen.

In der Bestürzung, die jeden Anwesenden ergriff, hatte man des Urhebers dieser Schreckensscene nicht gedacht. Jozée war verschwunden und aller Nachforschungen ungeachtet nirgends aufzufinden.

An dem Bette Mahons stand Tatenja und Sayor mit Thränen erfülltem Auge, Adolph saß zu ihren Füßen. Ein erquickender Schlummer hielt die schwer Verwundete umfassen; ihr Puls schlug ruhiger und ihr Athemzug war leiser und gleichförmiger geworden. Die kleine Rahna kniete am Kopfende des Bettes und hielt ihr Händchen wie zum Gebet gefaltet; Croane war beschäftigt einen neuen Verband vorzubereiten; da öffnete sich leise die Thüre des Schlafgemaches und der Indianer Coan trat vorsichtig ein. Er war nicht Zeuge des schreckenvollen Austrittes gewesen, denn seit dem Einzuge der Reuter hatte er, unter einem Drang

genbaume gelagert, sich nur seinen Gedanken in der Einsamkeit überlassen. Gefühle der edelsten Art bestürmten, seit der Unterredung mit Mahon, sein für alles Gute empfängliches Herz. Er erkannte eine Stimme in demselben, die ihn mächtig anregte, den von Mahna und Mahon empfangenen Lehren Glauben zu schenken. Nicht das, durch den heftigen Streit entstandene Geräusch, nicht der Unheil verbreitende Schuß hatten ihn aus seinen Träumen gerissen, ihn trieb eine unwiderstehliche Sehnsucht den guten Geist, wie er Mahon nannte, zu sehen. Vor der Hausthüre fand er den kleinen Tefin, der ihn mit weinendem Auge den unglücklichen Vorfall, als dessen unschuldige Ursache er sich anklagte, erzählte. „Wo ist Mahon?“ rief er, ich muß sie sehen.

Tefin bedeutete ihm, daß Mahon in ihrem Schlafgemach sey und der Ruhe bedürfe, um nicht einem Rückfall ihrer Ohnmacht zu unterliegen. Diese Warnung vermochte ihn, den Wilden, seinem Gange diejenige Vorsicht zu geben, mit der er in Mahons Zimmer getreten war. Ohne auf die Umgebungen zu achten, nahte er sich eben so behutsam, wie er eingetreten war, dem Bette Mahons. Lange betrachtete er die Schlummernde mit einem Blick, der die regste Theilnahme an ihrem Unfall ausdrückte,

dann beugte er sich auf seine Knie und faltete die Hände, wie Nahna, zum Gebet. Alle sahen den Indianer mit Verwunderung zu und Nahna rückte zur Seite, um ihm ihren Platz einzuräumen.

Eine heilige Stille herrschte nun in dem Gemach und deutlicher hörte man die Athemzüge der Schlummernden, die zu träumen schien. Ihr Pulsschlag ward heftiger und von Zeit zu Zeit wurden einzelne Laute aus ihrem Munde hörbar. Endlich sprach sie ganz vernehmlich die Worte: „Góan, erhebe deine Seele zu Gott und werde ein Christ!“ der Indianer richtete sein gesenktes Haupt empor und blickte die träumend Sprechende verwundert an. Nach einer kurzen Pause sprach Mahon weiter: „Nur der wahre Glaube macht felig; Góan werde ein Christ.“

Das Seltsame dieser im Traum gesprochenen Aufforderung erschütterte das Herz des Indianers mehr noch, als es seine eigenen Betrachtungen unter dem Orangenbaume schon gethan hatten. Im überströmenden Gefühl seines Herzens ergriff er die auf dem Bette ausgestreckte linke Hand Mahons und rief: „Ja, du Stern des Himmels, ich glaube an deinen Gott, ich will ein Christ seyn!“

Mahon öffnete die Augen, aber der Schlummer hatte sie noch nicht ganz verlassen. Noch halb im

Traum sagte sie: „Du hier Góan, ich träumte von dir.“

Góan drückte ihre Hand an seine Lippen und benetzte sie mit einer Thräne; da erwachte Mahon und erschrocken bei dem Anblick ihrer Umgebungen zog sie ihre Hand zurück.

„Wie ist dir Mahon, fragte Tatenja, fühlst du dich wohl?“

„Weßhalb fragst du mich, war ich denn krank?“

„Gott sey Dank! sagte Tatenja, du hast also unbewußt Schmerzen gelitten.“

Es bedurfte noch einiger Minuten, ehe Mahon ihre Besinnung ganz wieder erlangte, aber sie wußte durchaus nichts von ihrer Verwundung.

Ein sehnsuchtsvoller Blick fiel auf ihren Gatten, der sich über sie weg bog und ihre Stirn küßte. Erst als sie sich aufrichtete und eine Bewegung machte, Tator zu umfassen, fühlte sie den Schmerz ihrer Wunde und sank wieder auf das Kopfkissen zurück.

Adolph hielt es für besser, die Kranke mit Gróanen und Mahna allein zu lassen. Alle übrigen entfernten sich auf sein Geheiß und Góan ging, nachdem er sich noch einmal nach Mahon umgewendet, stillschweigend zur Thüre hinaus.

T a t e n j á.

Zweites Bändchen.

Dreizehntes Kapitel.

Wer eine schöne Seele findet,
Ihr's Leben sich mit ihr verbindet,
Steht in Fortunens hoher Gunst;
Doch wer die schon verlornе rettet,
Sie fest am Tugendpfade fettet,
Steht höher noch in ihrer Gunst.

Unter dem kühlenden Schatten einer anmuthigen Rosenlaube, mit der Aussicht nach den Ufern des Rio St. Francesco, saß Mahon, den Kopf auf die linke Hand gestützt, in tiefen Betrachtungen versunken; ihr Gesicht war bleich wie der von Nebel umhüllte Mond und ihr schönes Auge starrte matt und strahlenlos vor sich hin; die rechte Hand lag ruhend in ihrem Schooße, eine weiße Rose und eine jener zarten Glockenblümchen haltend, die mit ihrem anmuthigen Farbenspiele und sammtartigen Gewande die felsigen Höhen der südlichen Gegenden zu schmücken pflegen.

Auf einer Schilfmatte im Rasen ausgestreckt, der Mutter gegenüber lag Nahna, ein aufgeschlagenes Buch in der Hand haltend, abwechselnd bald die gedankenvollen Züge ihrer mütterlichen Lehrerin,

balb die Schrift der entfalteten Blätter betrachtend; ihre Lippen ſchwiegen, aber ihre Blicke ſprachen die Ungewißheit aus in der ſie ſchwebte, ob ſie ihre angefangene Vorleſung fortſetzen oder lieber ſchweigen ſollte, um das Nachdenken der geliebten Mutter nicht zu unterbrechen.

„Du lieſt ja nicht Rahna, ſagte endlich Mahon und richtete, gleichſam ſich ſelbſt ermannend, ihr von Kummer gebeugtes Haupt empor. „Gieß, meine Tochter, von dem Jüngling.“ —

Rahna laß: „St. Johannes kehrte aus dem öden Pathmos zurück zu ſeiner Heerde, deren treuer Hirt er war und blieb. Ein ſchöner Jüngling mit blühendem Angeſicht, den er vor allen lieb gewonnen, weil er den Keim des Edlen mächtig in ſeiner Seele trug, und den er der Aufſicht eines hohen Geiſtlichen übergeben hatte, war während ſeiner Abweſenheit in Sünde verfallen. St. Johannes Betrüßniß darüber war groß und er ſprach zu dem Biſchoff: „Dieſes Jünglings Seele fordre ich einſt von Dir.“

„Dieſes Jünglings Seele fordre ich einſt von Dir!“ wiederholte Mahon halb laut vor ſich hin, und Rahna ſchwieg wieder, um zu hören was ihre Mutter ſprach. Aber Mahon redete nicht weiter und verſank abermals in ein tiefes Nachdenken.

„Was ist dir geliebte Mutter? fragte Mahna endlich, nachdem sie die Leidende lange stillschweigend beobachtet hatte; schmerzt dich denn deine Wunde wieder?

Mahon umarmte ihre Tochter schweigend und suchte ihre Thränen, die sich glühend über ihre Wange ergossen, zu verbergen.

Tayor trat unbemerkt in die Rosenlaube; seine Stirn war in Falten gelegt und düster blickte sein Auge auf die in Schmerz aufgelöste Gattin. Seine ganze Haltung verrieth den innern Kampf einer früher nicht gekannten Leidenschaft, deren erstes Erwachen ihn, am Tage der Verwundung Mahons, an ihrem Krankenbette, so unverhofft und so unheimlich erschienen war, daß er vor sich selbst erschraf. Drei Wochen waren seit jenem verhängnißvollen Tage verstrichen, aber die Zeit hatte den Keim seiner Leidenschaft nicht erstickt, er hatte vielmehr durch dieselbe kräftigere Wurzeln geschlagen und sich immer mehr in das Herz des verblendeten Gatten festgesetzt. Tayor war Ohrenzeuge des an jenem unheilvollen Abend ausgesprochenen Traumes seiner Gattin gewesen, dessen Inhalt sich auf den Indianer Coau beziehend ein ungewöhnliches Interesse Mahons für denselben an den Tag gelegt hatte. Das Gefühl des Mannes, der von Jugend

auf vorzugsweise dem praktischen Jägerleben angehörte, konnte, obgleich von der sorgfältigsten Erziehung gebildet und von Ehrfurcht für die Lehren des christlichen Glaubens erfüllt, den erhabenen Schwung nicht erlangen, durch den das edle Herz sich erst von dem minder edelen scheidet. Was jenes nur aus reinem Antriebe der innen wohnenden göttlichen Natur vollbringt, erscheint diesem als Folge einer unerlaubten Leidenschaft, und je tiefer die Triebfedern der edlen Handlungen liegen, um so unerklärbarer erscheinen sie dem minder feinfühlenden Herzen. Mahon war von den glühendsten Empfindungen für den Glauben erfüllt, dem sie mit ganzer Seele angehörte und der Gedanke, diesem Glauben einen neuen Jünger zu gewinnen, der Gedanke, einen Ungläubigen aus dem Dunkel seiner Unwissenheit an das beseligende Licht zu führen, steigerte jene bis zur Begeisterung und gab selbst dem Traume Leben und Wort.

Vielleicht würde die, bei dem im Traume gesprochene Aufforderung Mahons, erwachende Leidenschaft Tayors niemals zum Ausbruch gekommen seyn, wenn nicht Mahon, im Begriff ihren Gatten zu umarmen, vom Schmerz ihrer Wunde überwältigt auf das Kissen zurückgesunken wäre; welcher zufällige Umstand den leidenschaftlich bewegten Satz

ten so befremdend erschien, daß er ihn als Folge eines plötzlich in der Seele Mahons entstandenen Gedankens ansah. Sie liebt den Indianer, so überredete er sich selbst, und schreckte vor deiner Umarmung zurück. Mit geschäftigem Eifer führte er, als er das Zimmer verlassen hatte, die Worte die Mahon im Traume gesprochen, seinem Gedächtniß zurück, beleuchtete die verschiedenen Situationen, in die er sie mit dem Indianer gesehen und immer klarer stand die Ueberzeugung vor seiner Seele: Mahon liebt den Indianer! Bedurfte es mehr, um das Herz des Jägers mit glühender Eifersucht zu entflammen? Die Stimme der Versöhnung sprach vergebens in seinem Innern; vergebens führte sie ihm die Bilder der glücklichen Vergangenheit vor seine Seele. Sie hat ihr Herz von mir gewendet, sie liebt ihn — war das Resultat seiner Betrachtungen, das ihn zur Ungerechtigkeit und zur Härte gegen die edelste der Gattinnen verleitet. Mit Kälte wies er, von jenem unglückseligen Augenblick an, ihre Lieblosungen zurück und verweigerte ihr selbst das Mitgefühl bei ihren namenlosen körperlichen Leiden, die ihre Wunde ihr bereiteten. Wenn er sich fortan ihren sehnsuchtsvollen Blicken zeigte, geschah es nur, um sie mit niederem Verdacht zu tranken und sie gänzlich zu Boden zu drücken.

In der Rosenlaube eingetreten, lehnte er seinen Rücken an einen Baum und seine düsteren Blicke fielen auf die Blumen, welche Mahon in der Hand hielt.

Mahna bemerkte den eingetretenen Vater zuerst und rief ihm mit kindlicher Theilnahme zu: „Vater Lazor, sieh die gute Mutter weint vor Schmerz.“ Mahon richtete bei diesen Worten das Thränen erfüllte Auge empor und ihren Gatten erblickend, streckte sie ihm die Hand, welche die Blumen hielt, sehnsuchtsvoll entgegen. „Lazor, sprach sie bittend, reiche mir deine Hand.“

Ohne sich aus seiner Stellung zu bewegen, fragte er mit rauher Stimme: „für wen sind diese Blumen in deiner Hand?“ Mahon wiederholte ihre Bitte. Er trat näher, faßte den ausgestreckten Arm der Gattin dicht über dem Handgelenk und fragte mit einem Tone, der Mahon erzittern machte: „Pflücktest du diese Blumen für mich?“ Die Blumen entfielen ihrer Hand, sie schwieg, denn der Schmerz erstickte ihre Stimme. „Die Blumen frage ich, für wen sind sie bestimmt?“ aber die Antwort blieb aus. Heftig schleuberte er den festgehaltenen Arm von sich, zertrat mit dem Fuße die am Boden liegenden Blumen und verließ zornentflammten Blickes und mit schnellen Schritten, Ro-

senktaube und Garten. Vergobens flehte die rufende Stimme Mathons ihn nach, er war ihrem Auge entschwunden und überließ sie, die tief Getränke ihrem grenzenlosen Schmerze. In dem Augenblick, wo es ihr gelungen war, dem beengten Herzen durch einen Strom von Thränen Erleichterung zu verschaffen, trat Adolph zu ihr. Der treue väterliche Freund hatte die Krankheit der jungen Leute schon von ihrem Entstehen beobachtet und sich bemüht, dieselbe im Herzen Tayors schon im Reime zu ersticken, allein es war ihm nicht gelungen, obgleich er im vertrauten Gespräch mit seinem Neffen denselben soweit gebracht hatte, daß derselbe in besseren Augenblicken die Ueberzeugung von der Unschuld seiner Gattin zu haben schien; aber die Kraft im Augenblick der Anregung sich selbst zu beherrschen, den rohen Ausbrüchen seiner Leidenschaft vorzubeugen, vermochte der Unglückliche nicht zu erlangen und untergrub sein Glück, die Ruhe und Zufriedenheit seiner engelreinen Gattin.

Mit den freundlichsten Worten sprach Adolph seiner Nichte Trost zu und suchte sie zu überzeugen, daß das harte, leidenschaftliche Wesen Tayors von einem körperlichen Leiden herrühre, mit dessen Aufhören auch seine bessere geistige Natur wieder die Oberhand erlangen würde. Er bat sie, seine Un-

freundlichkeit liebend und ohne Klagen zu ertragen und ihren Schmerz zu beherrschen, damit er nicht nachtheilig auf ihren ohnehin schon durch die Wunde so empfänglich gewordenen Gesundheitszustand einwirken möchte. Erst nachdem es ihm gelungen war ihre Thränen zu stillen und sie so viel als möglich zu beruhigen, verließ er sie mit dem Vorsatz, seinen Neffen aufzusuchen und ihm noch einmal den Spiegel der Selbsterkenntniß vorzuhalten.

Nahna nahm die von ihrem Vater zerknickten Blumen vom Boden auf und legte sie sorgfältig zwischen die Blätter ihres Buches. „Vater Taylor, sagte sie zu ihrer Mutter, hat die schönen Blumen, die dir Góan heute zum Morgengruß brachte, mit dem Fuße zertreten, sie werden nun verwelken und ihre schönen Farben verlieren, aber deshalb will ich sie doch nicht wegwerfen; hier zwischen den Blättern meines Buches mögen sie trocknen und wenn sie getrocknet sind, lege ich sie in meine Sammlung, die mir der gute Onkel Adolph so schön eingerichtet hat.“

Groane, die während der Krankheit Nahons die Leitung der Wirthschaft allein übernommen hatte, erschien und erinnerte ihre Freundin, daß es Zeit sei, einen neuen Verband an die Wunde zu legen.

Schweigend nahm Mahon ihre Tochter bei der Hand und folgte der Aufforderung Crovanens.

Eduard, Adolphs Sohn, hatte mit seinen Reitern, wenige Tage nach dem unglücklichen Vorfall, dessen Folgen so störend auf das häusliche Glück Mahons einwirkten, die Fazenda verlassen, ohne die Spur des Urhebers, des Serganten Jozé aufgefunden zu haben. Sein Streifzug gegen die Grimpeiros war noch nicht beendet und es lag ihm oh, seiner Instruction gemäß, noch tiefer in das Innere des Landes, an den kleinen diamantenthaltigen Nebenflüssen des Rio St. Francisco vorzudringen; aber er war von seinem Vater und den ihn so lieb gewordenen Bewohnern der Fazenda mit dem Versprechen geschieden, auf dem Rückwege nach seiner Etation, noch einige Tage in dem Kreise der Familie Latenjas zu verweilen, und von seinem Vater Briefe für dessen Schwester Philippine, seine Pflegemutter, zur sicheren Beförderung nach Cassabon mitzunehmen.

Von allen jenen Auftritten, welche zwischen Tavor und seiner Gattin vorgefallen waren, hatte Latenja keine Kenntniß erlangt; er war vorzugsweise nur damit beschäftigt, den Indianer Soan, den er von Tage zu Tage immer mehr lieb gewann, und den er nur seinen lieben Sohn nannte,

in den Lehren des Christenthums zu unterweisen und ihn mit allen jenen Pflichten bekannt zu machen, die einem gläubigen Christen zieren.

Auch an diesem Tage saß Tatenja mit seinem Schüler unter dem Schatten der Kapellbäume und unterrichtete ihn mit väterlicher Milde. Soan bewunderte die Weisheit seines Lehrers und verwandte kein Auge von den heilverkündenden Lippen des Greises, der also sprach: „Nach alledem, was ich dir in der kurzen Zeit unseres Beisammenlebens mitgetheilt habe, wirst du die Ueberzeugung erlangt haben, daß die Bestimmung des Menschen keine andere ist, als würdige Vorbereitung für ein künftiges Leben, durch ein eifriges Bestreben nach der höheren Erkenntniß, die allein im Stande ist unsere Natur zu veredeln. Wir dürfen uns nicht damit begnügen, die Gebote des Herrn aus Furcht für die Strafe zu befolgen, und uns nicht überreden, durch Unterlassung des Bösen genug für das Heil unsrer Seele zu thun, wir müssen uns auch bestreben, das Gute wahrhaft lieb zu gewinnen, damit jede unserer Handlungen lediglich aus der Liebe zum Guten hervorgehe. Wahre Erkenntniß des Bessern ist demnach das erste, wonach du zu streben hast. Die Erkenntniß des Bessern ist aber von der Erkenntniß unserer selbst bedingt und je

besser wir uns selbst kennen, je tiefer wird die Liebe zum Guten in unserem Herzen Wurzel fassen. Zur Erkenntniß deiner selbst gelangst du am sichersten durch strenge Prüfung aller deiner Gedanken; denn der Gedanke erzeugt die That und nur der, der seine Gedanken zu beherrschen weiß, wird sich für tadelnswerthe Handlungen sichern.“

„Prüfe also jeden deiner Gedanken bevor du ihn zur Triebfeder einer Handlung machst, dies sey die Lehre, die ich dir, mein lieber Sohn, heute zur Beherzigung übergebe.“ Mit diesen Worten brückte er die Hand des Indianers, stand von seinem Sitze auf und entfernte sich.

Noch lange tönten die sanften belehrenden Worte des ehrwürdigen Greises in dem Herzen Coans nach, der seinen Lieblingsitz an der Kapelle nicht verlassen hatte und in Betrachtungen über die empfangenen Lehren versunken, alles um sich her vergaß. Prüfe jeden deiner Gedanken, wiederholte er sich selbst, bevor du ihn zur Triebfeder einer Handlung machst, und unwillkürlich trat der Gedanke an Mahou vor seine Seele. Unbekannt mit dem Gefühl, das diesen Gedanken zum herrschenden in seiner Seele gemacht hatte, fragte er sich selbst: Was ist es, das den Gedanken an dieses herrliche We-

sen in mir so mächtig erregt, daß ich jeden andern mit diesem einen vereine? Sie ist das Gute, das Edle selbst, aus ihren Augen strahlt mir die Seligkeit des Glaubens entgegen, den ich täglich lieber gewinne; wenn ich an Sie denke, begreife ich erst ganz die Wahrheit der Lehren, die mir dieser edle Greis so freundlich mittheilt; der Gedanke an Sie kann also kein tadelnswerther seyn, und doch scheint es mir, als ob seit einiger Zeit, seit jenem Tage, wo ich sie mit thränenetfülltem Auge auf ihren Knien hier in der Kapelle betend fand, eine innere Stimme mich des Unrechts anklagt, wenn ich mich nach ihrem Blicke, nach ihrer beseligenden Unterredung sehne. Woher entsteht dieser Widerspruch in mir? Ich will zu ihr gehn, sie selbst soll mir meine Zweifel lösen. Mit diesem Vorsatz verließ er den Kapellberg und richtete seinen Weg nach dem Garten, wo er den Gegenstand seiner Sehnsucht zu finden hoffte; allein Mahon war nicht mehr in der Rosenlaube, sie hatte bereits den Garten verlassen, um sich von Croanen einen neuen Verband anlegen zu lassen. Der Wismuth über seine getäuschte Erwartung und die Unmöglichkeit Mahon zu sprechen, bewogen ihn, das Freie zu suchen. Er ging über den Steg des Pororóca und erstieg mit großer Anstrengung den hinter dem

Kapellberg gelegenen Felsen, der hoch über die Gegend hervorragte. Auf dem höchsten Gipfel desselben angelangt, setzte er sich, um von seiner Ermüdung auszuruhen; seine Blicke überschauten das Thal.

Von der entgegengesetzten Seite her erstieg ein mit den Krümmungen des Bergpfades wohlbekannter Jäger den Felsen; noch nicht ganz auf der Höhe angelangt, hatte er den im Anstaunen der schönen Natur versunkenen Indianer kaum bemerkt, als er sich auch sogleich hinter ein vorspringendes Felsenstück verbarg. In den Augen des Jägers flammte der Zorn, und der Durst nach Rache erzeugte einen plötzlichen Gedanken in seiner Seele, den er auszuführen rasch zur That schritt. Von der Schulter nahm er die geladene Büchse, spannte den Hahn und legte auf den Indianer an. In demselben Augenblick sprang ein Gemsbock aus dem Gestrüppe über den Felsen zwischen dem Jäger und dem Indianer durch. Von dem Geräusch, das dieses flüchtige Thier bei seinem Sprunge verursachte, erschreckt, sprang Coan von seinem Sitz auf und wendete zufällig sein Gesicht nach dem Orte hin, wo der Jäger im Anschlage lag. Unwillkürlich bog er seinen Oberkörper aus der Schußlinie. Der Schuß fiel und mit ihm zu des Indianers Füßen,

der getödtete Gemsbock. „Du triffst gut, Tavor!“ rief der Indianer, den in seinem Schweiße verendenden Gemsbock mitleidsvoll betrachtend. Tavor trat mit todtensblassem Antlitz aus seinem Verstecke hervor und mit bebender Stimme die heftige Bewegung seines Innern unterdrückend, redete er den Indianer an: „Was trieb dich zu dieser Stunde hierher auf diesen unwirthbaren Felsen? Du entgingst der Gefahr, dein Leben zu verlieren, nur durch ein Wunder.“

Die Furcht, welche Góan früher vor dem Feuergewehr gezeigt hatte, war durch seinen Umgang mit Adolph völlig verschwunden, da ihn dieser mit dem Bau und der Wirkung desselben näher bekannt gemacht und ihn öfter veranlaßt hatte, selbst nach einem ausgesteckten Ziel zu feuern.

„Sieh, sagte er ganz ruhig zu Tavor, dort auf jenem Felsen hat sich ein Raubvogel niedergelassen, und indem er nach der Büchse Tavors griff, laß mich versuchen, ob auch ich treffen kann.“ Tavor von dem Gedanken ergriffen, Góan habe seine, durch die Dazwischentunft der Gemse vereitelte Absicht errathen, verweigerte ihm Anfangs das Gewehr, doch plötzlich sich besinnend, lud er es aufs Neue und gab es dem Indianer mit den Worten: „Du hast ein Recht, diese Büchse von mir

zu verlangen, hier nimm sie und versuche ob du besser triffst als ich." Er trat einige Schritte zurück. Góan spannte den Hahn, legte an, zielte und drückte ab. Der Raubvogel erhob sich einige Fuß hoch über den Felsen und fiel dann todt zu Boden nieder.

Vierzehntes Kapitel.

Es scheuet das Laster des Tages Licht;
Im nächtlichen Dunkel verborgen
Will sich's entziehen dem Strafgericht,
Es dünkt sich in Höhlen geborgen;
Doch wie es auch klüglich die Fäden spinnt,
Nimmer die That ihrem Rächer entrinnt.

Auf den gegen Mitternacht gelegenen Bergen, welche, als Abstufung des schon früher erwähnten Gebirgarmes, den Uebergang desselben in die Ebene bildeten, weidete die kleine Schaafheerde der Fazenda und gewährte einen höchst romantischen Anblick. Die Thierchen hatten sich weit über den Rücken des mit niederem Gesträuch bewachsenen Vogelberges, einer einzelnen Höhe der Berge, verbreitet und suchten eifrig zwischen Steinen und Gebüsch ihre Nahrung. Auf dem höchsten Punkte des Berges, unter dem Schatten eines üppig wachsenden Myrthenstrauches, ruhte Chapy, eine junge Negerclavin, welche Latenja erst vor einem Jahre von einer befreundeten portugiesischen Familie, die in der Villa ricca da ponta wohnte, gekauft hatte,

den Schäferstaab im Arm haltend; neben ihr lag Molly, der treue Wächter der Heerde, ein Schäferhund von besonderer Größe und Schönheit. Die hellfunkelnden Augen der schwarzen Schäferin überblickten wachsam die ganze Ausdehnung, die die Heerde genommen hatte und schweiften hin und her, von dem entferntesten Thiere bis auf das ihr am nächsten gebliebene Lieblingslamm Nahnas, das zur besonderen Auszeichnung ein rothes Band um den Hals trug. Von Zeit zu Zeit rief ein einziges Wort von den purpurnen Lippen der Schäferin und ein Zeichen mit ihrer Hand den wachsamem Molly von seinem Lager empor und führte ihn pfeilschnell, den Kreis, den die Heerde bildete, vorsichtig umgehend, nach dem bezeichneten Punkt, um die sich zu weit entfernenden Thierchen in den Kreis zurückzutreiben, und hatte er seinen Auftrag erfüllt, so kehrte er langsam um und legte sich wieder neben seine Führerin, nachdem er vorher seine fragende Blicke nach dem Auge derselben gerichtet hatte, um gleichsam zu erforschen, ob er ihren Willen auch recht ausgeführt habe. Plötzlich, wie auf ein gegebenes Zeichen, richteten alle Schäfchen ihre Köpfe empor und standen einige Sekunden lang bewegungslos in einer erwartungsvollen Stellung; nur hin und wieder sah man einzelne Hammel mit dem

rechten Vorderfuße auf die Erde stampfen. Molly knurrte leise, ohne sein Lager zu verlassen, dann aber richtete er auch seinen Kopf in die Höhe und lief, ohne einen Befehl von seiner Schäferin empfangen zu haben, dem entgegengesetzten Abhange des Berges zu. Chapp wendete sich um und neben ihr stand der junge Neger Temapu Pahon (das gute Herz). Mit einem freundlichen Gruss ließ er sich neben Chapp im Grase nieder und setzte ein Geflecht von Schilf, in der Form eines Rohrs, neben ihr hin.

„Ich bringe dir Lebensmittel, sagte Pahon; mit gutmüthigem Lächeln, du wirst wohl hungrig seyn, denn es ist schon lange Mittag vorüber.“

Eine kleine Pause erfolgte, während welcher Pahon die Negerin scharf in das Auge sah.

„Warum siehst du mich so forschend an?“ fragte Chapp und schlug die Augen nieder.

„Ich möchte gern in deinen Blicken lesen, antwortete Pahon, was seit einiger Zeit mit dir vorgegangen ist.“ Er hielt inne, eine Antwort erwartend, allein da diese ausblieb, so sprach er weiter: „Schon seit einigen Wochen vermeidest du mich absichtlich, siehst es ungern, wenn ich mich dir nahe, und weichst mir überall aus und gelingt es mir einmal, dich zu fragen, was dir fehlt, dann

antwortest du kalt und einsylbig: nichts, gar nichts. Was that ich dir zu Leide, daß du so gegen mich bist?"

„Nichts!“ antwortete Chapy.

„Schon wieder dies nichts.“ Er ergriff bei diesen Worten ihre Hand, „so sprich doch und sage mir, was dir fehlt.

Chapy senfte und zog schweigend ihre Hand zurück. Vergebens bemühte sich der gutherzige Negger, eine Erklärung über ihr räthselhaftes Benehmen zu erlangen, das von ihrer früheren Zärtlichkeit gegen ihn so sehr abstach. Chapy blieb kalt und einsylbig. Trüben Blicks entfernte sich Pahon, als die Sonne sich ihrem Untergange zuneigte und die ihm übertragenen häuslichen Geschäfte ihn nach Hause riefen.

Chapy sah dem verschmähten, sonst so zärtlich geliebten Pahon so lange nach, bis sie ihn aus ihrem Gesicht verloren hatte, dann stand sie, noch einmal tief senzend, von ihrem Ruheplatze auf, gab Molly das bekannte Zeichen zum Sammeln der Heerde und führte diese an den zu ihrem nächtlichen Aufenthalt unter dem Schutze eines Gebüsches bestimmten Platz, der sich an eine Felsenwand lehrend, von 3 Seiten mit Horden eingeschlossen war.

Der Tag war gewichen und schwach erleuchtete der Abendstern die Flur. Molly schlug an, aber von Chapp's Worten besänftiget; verbarg er sich unwillig gurrend im Gebüsch.

Eine hohe männliche Gestalt, in einen weißen Mantel gehüllt, trat hinter den Felsenstücken, welche die eine Wand des eingehordeten Lagerplatzes der Heerde bildete, behutsam hervor. Chapp verrieth zwar bei dem Anblick dieser Erscheinung einige Aengstlichkeit, allein sie war keineswegs von derselben überrascht, denn die Art ihrer Begrüßung bewies, daß sie den nun vor ihr stehenden Mann nicht unverhofft und auch wohl nicht zum erstenmal empfing; sie warf sich in seine Arme und bedeckte seine finstere Stirn mit Küßen. „Es ist mir, als hätte ich dich ein ganzes Jahr nicht gesehn, sagte sie, und doch schied uns erst der anbrechende Tag.“

„Die Strahlen seines Lichts, erwiederte der Willkommene, würden zu sehr auf das Weiße meines Mantels gefallen seyn und hätten am Ende den lichtscheuen Nachtvogel geblendet. Vermaledeites Loos! wie ein Marder bei Tage im Loche zu stecken und nur mit den Fledermäusen ausfliegen zu dürfen, doch nur Geduld, ich will mich für die müßige Zeit entschädigen, wenn die Stunde der Rache geschlagen hat.“

Chapy hielt ihm den Mund zu und liebte ihn mit einer ächt afrikanischen Zärtlichkeit. Sie hörte ungern so rauhe Worte aus seinem Munde, denn ihr Herz war gut und ihr einziger Wunsch ihm das Leben in der Verborgenheit erträglich zu machen. Sie hatte den düsteren Geliebten neben sich auf eine von der Natur gebildete Steinbank gezogen und erquickte ihn durch einen Krug mit Wein, ein Getränk, das er lange schon entbehren mußte. „Hohl mich der Satan! betheuerte er, das ist der erste Tropfen, den ich seit 3 Wochen über meine Lippen bringe, aber wie bist du dazu gekommen? deine Europäer sind doch sonst nicht so freigebig mit diesem Getränke.“

„Groane, antwortete die Schäferin, die während der Krankheit Mahons die Wirthschaft allein führt, gab mir heute früh, als ich hinein gegangen war um den Abgang des in der verflossenen Nacht verschwundenen Hammels zu melden, die Schlüssel zu dem Gewölbe worin der Wein liegt. Es war freilich unrecht, aber ich dachte daran daß du schon so lange nach einem stärkenden Labetrunk schmachtetest und da konnte ich nicht widerstehn.“

„Unrecht! spottete der Weißmantel, was ist unrecht? Dort liegt der Wein und hier fehlt er. Trink! und erzähle mir, wie es mit dem Schmuckkästchen

steht, hattest du noch keine Gelegenheit es zu erlangen?" Bei diesen Worten strich er sich den gewaltigen Knebelbart zum Küssen zurecht und umfaßte die schlanke Taille der feurigen Afrikanerin. Seine Liebfosungen und der Wein thaten die gehörige Wirkung. An seinen Lippen hängend, betheuerte Chapy, daß sie den Aufbewahrungsort der Diamanten und des goldnen Schmuckes ihrer Herrin auskundschaftet, aber noch keine passende Gelegenheit gefunden habe, sich dieser werthvollen Sachen zu bemächtigen; sie versprach aber nicht zu säumen und die nächste günstige Gelegenheit wahrzunehmen, um seinen Wunsch zu erfüllen. „Ich thue gern Alles, was du von mir verlangst, und wenn ich den Schmuck noch nicht erlangen konnte, so lag es gewiß nicht an meiner Zaghaftigkeit, wie du glaubst, sondern nur an der Unmöglichkeit.“

„Sobald wir in dem Besitz des Kleinods sind, erwiederte er, so ziehen wir von dannen, du wirst dann mein Weib und nichts trennt uns mehr in diesem Leben.“

„Aber, entgegnete Chapy, wir thun doch unrecht, uns das Eigenthum anderer zuzueignen, wenn diese es auch, wie du mir sagst, selbst auf unrechtem Wege erlangt haben.“

„Unrecht! närrisches Kind, wie kann das un-

recht seyn. Ich sagte dir ja, daß alle Diamanten eigentlich der Regierung gehören und daß dein alter Brankopf sie auf keine andre Weise erlangt haben kann, als durch die Grimpeiros, die sich in hiesiger Gegend herumtreiben, und von der Regierung mit aller Strenge verfolgt werden. Ganz abgesehn von diesem Umstande, so behält der Alte noch Reichthümer genug und kann diese Kleinigkeit, die er so sorgfältig vor den Augen der Menschen verbirgt, recht gut entbehren. Wir bereiten uns durch seinen Ueberfluß eine glückliche Zukunft und er bleibt reich genug um glücklich zu seyn."

Ein Geräusch unterbrach das Zwiegespräch. Erschrocken fuhr Chapy von der Bank auf und trat an die Thorden vor. Sie lauschte lange, aber alles war wieder so ruhig als zuvor. „Molly!" rief die Schäferin leise, aber der treue Wächter ihrer Heerde kam nicht. Sie ging zu seinem Lager und fand es leer. Noch einigemal rief sie seinen Namen, aber vergebens, Molly hörte nicht. Es war keinem Zweifel unterworfen, daß der Hund das Geräusch verursacht haben mußte, aber was hatte ihn veranlaßt sein Lager zu verlassen? Ihre Unruhe wuchs, als sie seinen Namen zum dritten Male ganz laut gerufen hatte und er sich dennoch nicht blicken ließ. Plötzlich brach er durch das Ge-

büsch und nahte sich schmeichelnd der Schäferin und sprang, als sey er der Ueberbringer einer angenehmen Botschaft, freudig an sie hinauf. Ihre drohenden Worte machten ihn nicht irre, er erwiederte sie durch Winseln und Bedeln mit der Ruthe und zog sich nicht eher in sein Gebüsch zurück, bis Chapy ihren Staab drohend erhob. Alles blieb nun ruhig und Chapy kehrte in die Arme ihres Geliebten zurück, der regungslos auf der Steinbank sitzen geblieben war; aber durch das Geräusch vorsichtig gemacht, bat sie mit leiser Stimme: „Laß uns in deine Höhle treten, ich fürchte hier Verrath.“ Der Weißmantel stand auf und ging. Chapy mit dem Schilfstöber und dem Krüge in der Hand folgte ihm. Ihr Weg führte sie über einige Felsenblöcke in eine Schlucht hinunter, welche von hochragendem Olyander besetzt, in verschiedenen Krümmungen zu einem Granitfelsen führte, der sich weit gegen Mitternacht hin erstreckte und mit dem Hauptgebirgsarm in unmittelbarer Verbindung stand. Vor demselben angelangt, rollte der Weißmantel einen großen Stein zur Seite und eine Oeffnung wurde sichtbar, die wohl Niemand für den Eingang in eine menschliche Wohnung gehalten haben würde, und in die beide nicht ohne Mühe hineintraten. Von innen bedeckten sie die Oeffnung mit einem andern

breiten Stein, der zu diesem Zwecke an der Seite angelehnt stand und traten dann durch einen langen schmalen Gang in den weiten Raum der Höhle, der dem Weißmantel zur Wohnung diente. Mitten in demselben war von Steinen eine Art Feuerheerd errichtet, auf dem noch ein halbverkohltes Feuer glimmte, das durch einige daraufgelegte Späne, sehr bald die Höhle erleuchtete und die darin enthaltenen Gegenstände deutlich erkennen ließ. In der Decke oberhalb des Heerdes wurde eine Oeffnung sichtbar, welche sich durch Risse und Spalten des Felsens bis in den höchsten Gipfel mündete und so als Abzug des Rauches, der von dem Feuerheerde emporstieg, diente. In einer Ecke der Höhle gewahrte man die Waffen des Bewohners, einen Säbel, Karabiner und Pistolen, und nicht fern von diesen auf einer Unterlage von Schilf und Blättern einen frisch geschlachteten Hammel. Neben dem Feuerheerd standen einige Geräthschaften zum Kochen und ein großer steinerner Krug mit Wasser angefüllt; eine Schilfmatte lag am Boden ausgebreitet, auf die sich die Eingetretenen niederließen, nachdem sie vorher auch die Oeffnung die aus dem schmalen Gang in den inneren Raum führte, mit einer großen Steinplatte verschlossen hatten.

Der gutmüthige Pahon hatte indessen seine ge-

liebte Chapy vergebens bei der Hürde aufgesucht; denn kein anderer als er war die Ursach des Geräusches, das sie und den Weißmantel bewogen, sich in die Höhle zurück zu ziehen. „Sie hat sich absichtlich versteckt, sagte Pahon zu sich selbst, denn sie meidet es, mich zu sehn.“ Mit betrübtem Herzen legte er sich in das Gebüsch neben den treuen Molly, und schlief, von dessen Liebkosungen geschmeichelt, sehr bald ein, und die Stille der Nacht um ihn her wurde durch nichts, als durch das Husten der in den Horden dicht zusammengedrängten Schaafse unterbrochen.

Der neue Tag hatte den Schleier der Nacht noch nicht völlig durchbrochen, als Chapy von dem Weißmantel geführt die Höhle verließ und zu ihrer Heerde zurückkehrte. Molly weckte durch sein unwilliges Gurren den schlafenden Pahon, der erschrocken bei dem Anblick des Tages schnell von seinem Lager aufsprang, um sich nach Hause zu begeben, wo ihn seine täglichen Früharbeiten schon erwarteten. Im Begriff aus dem Gebüsch hervorzutreten, fielen seine Blicke auf den eben bei der Felsenwand angelangten Weißmantel, der die Regerin noch bei der Hand hielt. Sein todtenbleiches Antlitz hatte ein so gespensterartiges Ansehn, daß Pahon fast vor Schreck auf sein Lager zurück-

gesunken wäre; er vermeinte den leibhaften Berggeist zu sehn, von dem sich die immer noch vom Aberglauben mächtig ergriffenen Neger und Negerrinnen bei ihrer Abendbeschäftigung oft schauerliche Spuckmährchen erzählten. Sein Schreck war so groß, daß er es nicht wagte, noch einmal nach der Ursach desselben zu blicken und fast besinnungslos stürzte er aus dem Gebüsch bei den Horden vorüber und lief was er laufen konnte der Fazenda zu, in welcher er sich für die Verfolgung des unsauberen Berggeistes erst sicher glaubte. Der Weißmantel und Chapy hatten den Fliehenden bemerkt und waren über dessen unverhofftes Erscheinen nicht minder erschrocken, als Pahon selbst. Seiner schleunigen Flucht legten sie die Absicht zum Grunde, die Begegnung mit dem Weißmantel den Bewohnern der Fazenda mitzutheilen und sie zur näheren Untersuchung zu veranlassen. Der Weißmantel hielt es daher für nöthig, sich so schnell als möglich zu entfernen und sich in seine Höhle zu verbergen. Chapy mußte unverzüglich mit ihrer Heerde den Hordenplatz verlassen. „Vergiß das verabredete Zeichen nicht, wenn du wiederkehrst, rief er der Negerin beim Weggehn zu, und bringe über Alles sichere und bestimmte Nachricht mit.“

Chapy noch bebend vor Angst entdeckt zu seyn, öffnete die Thoren und gab dem treuen Wächter der Heerde das Zeichen zum Aufbruch.

Funfzehntes Kapitel.

Die That wird nach dem Erfolge gemessen,
Von den verblendeten Richtern der Welt;
Wer aber wollte die Warnung vergessen,
Daß uns der Tod vor den Ewigen stellt.

Die Bewohner der Fazenda waren zur Morgensandacht in der Kapelle versammelt und empfingen mit reger Aufmerksamkeit die Lehren des würdigen Greises, der sich über eine Stelle des 17ten Kapitels des Evangelisten Lucä erklärend vernehmen ließ:

„So dein Bruder an dir sündigt, so strafe ihn; und so er sich bessert, vergieb ihm. Und wenn er siebenmal des Tages an dir sündigen würde und siebenmal des Tages wieder käme zu dir und spräche: Es reuet mich; so sollst du ihm vergeben.“

Mahon war seit ihrer Verwundung an diesem Morgen zum erstenmale wieder in der Morgensandacht erschienen, obgleich sie schon öfter zu anderen Tageszeiten allein die Kapelle besucht hatte, um ihr Herz vor dem auszuschnitten, der jeden unserer Gedanken kennt. Ihr bleiches Antlitz erregte allge-

meines Mitleiden und Niemand konnte die immer noch körperlich Leidende ohne Theilnahme ansehen. Coan stand ihr gegenüber an eine Säule gelehnt und obgleich er kein Auge von ihr verwandte, so lauschte er doch mit ungetheilter Aufmerksamkeit dem belehrenden Vortrage Tatenjas, der ihn um so mächtiger ergriff, da er eine Seite seines Herzens berührte, die von dem Vorfall mit Tayor am verflossenen Tage heftig bewegt worden war. Er hatte die Absicht Tayor's errathen und mit einer Schonung gegen ihn verfahren, die den höchsten Edelmuth seines Herzens bewies.

Mahon überblickte zu verschiedenen Malen die versammelte Menge in der Hoffnung, ihren Sätzen zu erspähen, aber er war nicht gegenwärtig und erschien auch nicht.

Nachdem Tatenja seinen Vortrag mit den Worten beendet hatte: *Bergebet, so wird euch wieder vergeben werden*, wurde noch ein Vers eines Liedes gesungen und alle verließen still und wohl erbaut die Kapelle und schritten über den Hofraum ihren Wohnungen zu; da stürzte Mahon mit bleichem Angesicht athemlos zur Pforte herein und fiel, von der Furcht übermannt und von der übereilten Flucht erschöpft, an dem Wasserbehälter besinnungslos nieder. Jeder der ihn fallen sah

eilte zu seiner Hülfe herbei. Coan und Adolph waren ihm am nächsten gewesen, sie hoben ihn auf und brachten ihn nach und nach wieder zu sich selbst; aber der Schreck hatte seine Zunge gelähmt, lange währte es, ehe er vernehmliche Worte hervorbringen konnte. Das erste, was er wiederholend deutlich sprach, war: der Verggeist! Die Neger und Negerinnen, welche indeffen alle herbei gekommen waren, und denen die Spudgeschichten des Verggeistes noch von ihren Abendunterhaltungen im frischen Andenten waren, fuhren bei dem Worte, der Verggeist, erschrocken zusammen und sahen sich gegenseitig fragend an. Adolph und Mahon lächelten über die Furchtsamen, aber Tatenja schüttelte unwillig das ehrwürdige Haupt. Noch einige Minuten der Erholung bedurfte Mahon, bevor er die Erzählung dessen, was er gesehen haben wollte, beginnen konnte, dann aber sprach er:

„Als ich gestern Abend hinaus ging, den Befehl der Herrin zu vollziehen und an Chapy's Stelle bei der Schaafherde zu wachen, fand ich, bei den Horden angelangt, Niemand als Molly, der mir schon entgegen gesprungen war. Ich rief, aber Chapy antwortete mir nicht. Im ersten Augenblick meinte ich, das Mädchen wolle sich mit mir necken und habe sich irgendwo versteckt, allein da sie sich

auf meinen wiederholten Zuruf nicht blicken ließ, so legte ich mich ganz still neben den Horden in ein Gebüsch nieder und dachte, Chapp wird wohl auf einem anderen Wege schon nach Hause gegangen seyn. Wie ich so im Gebüsch lag und alles um mich her still und ruhig geworden war, überfiel mich mit einem Male eine ganz ungewöhnliche Müdigkeit und ich schlief ein; aber mein Schlaf war unruhig, ich träumte fortwährend und sah im Traume ganz deutlich die wunderbarlichsten Gestalten; kleine Zwerge tanzten um ein helles Feuer und sangen lustige Lieder dazu, dann kamen Affen und Papageyen und andere Vögel und mischten sich unter die tanzenden Zwerge; mit einemmal stieg eine große glühende Kugel aus dem Feuer herauf und zerplatzte mit einem gewaltigen Knall, so daß alle Zwerge und Affen zur Erde fielen und die Vögel davon flogen. Ich sprang von meinem Lager auf und als ich mich umsah, stand der Berggeist mit seinem Todtengesicht, der die Chapp hinter sich her schleppte, ganz nahe vor mir; er grinste mich an und streckte die eine Hand schon nach mir aus um mich zu fassen, da ergriff ich die Flucht; aber er verfolgte mich bis an den Graben und würde mich gewiß ergriffen haben, wenn ich mich nicht durch einen Sprung gerettet und in die

zu meinem Glück offen stehende Pforte entkommen wäre.“

So unwahrscheinlich auch die Erzählung des Negers klang, so war es doch einleuchtend, daß irgend eine ungewöhnliche Erscheinung derselben zum Grunde lag und Adolph übernahm es daher, die Sache an Ort und Stelle näher zu untersuchen. Er verließ zu diesem Zwecke mit Pahon den Hof. Auf dem Vogelberge trafen sie die weidende Schaafheerde, die Chapy scheinbar ganz unbefangen hütete. Die Schäferin wollte von dem Vorgefallenen durchaus nichts wissen und betheuerte auf Adolphs Fragen, obgleich sie ihr ängstliches, unentschlossenes Wesen nicht ganz bemeistern konnte, daß sie nicht das mindeste gesehen habe, was einem Berggeiste ähnlich sey. Den forschenden Blicken Adolphs war die Verlegenheit der Negerin nicht entgangen und er zog nach einem strengen Verhör den Schluß, daß sie irgend eine geheime nächtliche Zusammenkunft gehabt haben müßte, die sie sich schämte zu gestehn. Mehr um dem dringenden Wunsche Pahons nachzugeben, den Ort wo er den Berggeist gesehen haben wollte, in Augenschein zu nehmen, als in der Erwartung, an demselben eine Entdeckung zu machen, ging er mit dem Neger zu den Horden an der Felsenwand. Hier fand er in dem Sande ganz

frische männliche Fußtapfen, die, obgleich sie sich an dem Abhange des Felsens verloren, dennoch seine erste Vermuthung einer nächtlichen Zusammenkunft mit Chappy bestätigten, die er aber aus Schonung für die ihm übrigens als treu und fleißig bekannte Schäferin nicht äußerte.

Den Rückweg nach der Fazenda wollte Adolph allein über die Felsen einschlagen und schickte deshalb den Neger den nächsten Weg nach Hause. Die Mannigfaltigkeit der Felsengruppen und die üppige Vegetation in den Schluchten beschäftigte ihn angenehm und von Zeit zu Zeit blieb er stehen, um sich an der herrlichen Aussicht, die ihm verschiedene Punkte des Gebirges darboten, zu weiden. Auf einem der erhabensten Punkte bemerkte er aus den Spalten der Felsen einen schwachen Rauch aufsteigen, eine Erscheinung die er sich um so weniger zu erklären vermochte, da er nicht vermuthen konnte in diesem Gebirgsarm vulkanischen Grund zu finden, er beobachtete daher den in Zwischenräumen wiederkehrenden Rauch lange mit besonderem Interesse, ohne irgend eine Ursach desselben ergründen zu können. Nirgends war in der Tiefe die Spur einer menschlichen Wohnung zu erspähen und die Gebilde der Felsen schienen selbst die Möglichkeit des Vorhandenseins einer solchen zu widersprechen.

Durch den Anblick eines die Luft verbunkelnden Zug-
 ges einer Schaar Papageyen, die über seinem Haupte
 trähend dahin flog, von der Untersuchung der Ent-
 stehung des Rauches abgezogen, setzte er seinen Weg
 weiter fort und gelangte zu dem Rande eines klei-
 nen höchst anmuthigen Thales, das durch den Fall
 eines rauschenden Quells in die Tiefe, einen wahr-
 haft romantischen Anblick gewährte. Mehr als funf-
 zig Fuß tief stürzte das Wasser tobend über Fels-
 stücke in das Thal hinab und bildete in demselben
 ein kleines halbrundes Becken, das von den üppig-
 sten Pflanzen, dem Olyander und Kaktus und an-
 dern Gewächsen mit großartigen Blättern eingefaßt,
 die Anmuth und Schönheit eines von der Kunst ge-
 formten mit den schönsten Blumen besetzten Bassins
 weit übertroffen haben würde. Dicht neben der Fels-
 senwand, die den Hintergrund des Wasserfalles bil-
 dete, prangte im melancholischen Grün eine Trauer-
 weide von Umfang und Schönheit, wie sie selten
 gefunden wird; dieser gegenüber erhob die Fächer-
 palme ihre langen und breiten Blätter stolz bis zum
 Gipfel des Felsens empor. Unter dem Schatten
 der Trauerweide lag Taylor den Kopf auf die rechte
 Hand gestützt und schaute mit trübem Blick starr in
 den schäumenden Wasserkreis. Es schien, als sei er
 in dem Anstaunen versteinert und die Welt um ihn

her so fühllos als er selbst. Adolph unterdrückte bei seinem Anblick den Ausbruch eines schmerzvollen Gedankens, der sich in einen Zuruß zu ergießen im Begriff war, und stieg vorsichtig in das Thal hinunter. Er hatte sich dem vom inneren Kampf Ueberwältigten, leblos Scheinenden schon auf wenige Schritte genäht, aber Tavor blieb in seiner Regungslosigkeit und bemerkte den näher getretenen Onkel nicht. „Tavor! rief dieser endlich mit leiser Stimme, Tavor wohin entführen dich deine martierenden Gedanken?“ Tavor wandte kaum bemerkbar das Haupt nach dem Fragenden, sah ihm starr in's Angesicht und antwortete nicht. „Stehe auf mein Tavor und kehre mit mir nach Hause zurück, du bist krank und bedarfst der Pflege deiner treuen Gattin.“

Bei diesen Worten sprang Tavor schnell vom Rasen auf, und indem er ein fürchterliches Lachen aus seinem Busen preßte, wiederholte er die Worte des Onkels, der treuen Gattin! —

„Zweifeltst du immer noch an der Tugend des edelsten Weibes? Schäme dich Schwächling, der du dich von einer niederen Leidenschaft wie ein Kind von seinen Launen beherrschen läßt, und indem er Tavors rechte Hand ergriff sprach er mit Begeisterung: „Junger Mann, auch ich besaß ein

edles Weib, so edel als das deine; bei ihrem Schat-
ten schwöre ich dir den heiligsten Eid, Mahon ist
unschuldig, sie ist so rein wie die Sonne und dir
so treu wie der Tugend. Deffne deine verblendeten
Augen, reiße die unglücklichste der Leidenschaften
mit ihrer Wurzel aus deinem Herzen, eile zu
ihr, die Kummer und Gram sonst verzehren und
sinke zu den Füßen dieses Engels, den dir Gott ge-
geben; oder vergrabe dich in die tiefste Schacht der
Erde, damit von deinen unseligen Gebeinen fortan
keines mehr aufzufinden sey, und sie verwesen mö-
gen in ewiger Vergessenheit!"

Taylor staunte den im Uebermaß seines Ge-
fühls so berebten Dntel lange prüfend an, warf sich
in seine Arme und sprach: „Ja sie ist unschuldig,
sie ist so rein wie ein Engel!“ dann aber riß er
sich aus seiner Umarmung los und rief: „aber ich
— ich bin ein Sünder, ein elender Sünder, ihrer
unwerth, unwerth des Gottes der mich erschaffen
hat; ich will meine Gebeine vergraben, daß sie ver-
wesen in ewiger Vergessenheit!“ und ehe es Adolph
verhindern konnte, ging er in starken Schritten durch
das Thal. Vergebens rief die bittende Stimme
Adolphs ihn zurück an sein Herz; er verschwand
hinter den Felsen. Adolph folgte dem von Gewis-
sensbissen gefolterten auf dem Fuße nach, aber die

Spur seiner Schritte war bei den Felsen verschwunden und jede Mühe, sie wieder aufzufinden, vergebens.

Unerklärbar ertönten dem theilnehmenden Herzen Adolphs die letzten Worte seines Knechts, da ihm die Begegnung Tayors mit dem Indianer auf dem Gipfel des Felsens hinter dem Kapellberge unbekannt geblieben war, aber in seinem Herzen ging die Ahnung eines von Tayor in seiner Leidenschaft verübten Verbrechens mächtig auf und im Nachdenken über dasselbe erkannte er die Höhe und ging schnellen Schrittes der Fazenda zu, in der Hoffnung von Mahon einen Aufschluß über seine Muthmaßung zu erlangen.

Sechszehntes Kapitel.

Gewinnucht und Rache, die mächtigen Hebel
Der niedrigsten Thaten, verlocken den Pöbel,
Daß frech er die Schranken der heil'gen Geseze,
Die Ordnung, mit frevelnden Händen verlege.

In der Höhle des Weismantels loderte ein helles Feuer auf dem Heerde und über demselben röstete ein großer Hammel an einem eisernen Ladestock, der statt des Spießes diente, und tropfte fein flüssig werdendes Fett in die zischende Glut. Das Gewicht des Hammels ließ ohngefähr den Grad des Appetits ermessen, mit welchem die den Heerd umlagenden Gäste, deren Blicke sehnachtsvoll nach dem dampfenden Braten schmachtetten, begabt waren.

Ein junger Mann von einnehmendem Aeußern, dessen sanfte wohlklingende Stimme einen gewaltigen Contrast mit den rauhen Stimmen der übrigen den Heerd umgebenden Männer bildete, drehte den Spieß und begoß den Hammel von Zeit zu Zeit mit der in einem Löffel gesammelten abtropfenden Flüssigkeit, ohne eine besondere Theilnahme an dem Gespräch der Gesellschaft zu nehmen; er gab durch sein ganzes Wesen zu erkennen, daß er ungern und nur

von der äußersten Nothwendigkeit gezwungen, der Gesellschafter von Menschen war, die ihn durch ihre Rohheit zurückstießen und deren Beschäftigung, obgleich er sie mit ihnen theilte, ihm zur Last war.

„Nun, Rodrigo, ward er von dem Weißmantel angeredet, wie steht es mit unserm Wollfack, hat er sich noch nicht weich gedünstet? ich dünkte er müßte so mürbe seyn, wie ein Mädchenherz. Laß sehn.“ Bei diesen Worten stach er mit einer Gabel prüfend in den Braten.

„Poß Balthimore! rief die rauhe Stimme eines kleinen vierschrötigen Mannes, der dem Bratenden am nächsten auf einer Schilfmatte ausgestreckt lag, und die kreisförmige Bewegung des tropfenden Sammel's mit hohem Interesse beobachtete, wenn du die Mädchenherzen auch so unsanft und prüfend durchstichst, dann müssen sie wohl mürbe werden.“

Der Weißmantel schmunzelte wohlgefällig unter seinem Knebelbart, meinte aber: „die Mädchen in der Provinz haben eigentlich gar kein Herz; der Platz, wo das Herz sitzen sollte, ist mit einer Fischblase ausgefüllt, in welcher sich nichts weiter, als eine Art von electrischer Materie befindet, die bei der Berührung Funken sprüht.

„Hast recht! freischte die Stimme einer langen

hageren Gestalt, das Herzlose haben die Mädchen der Provinz aber mit allen übrigen Mädchen in der ganzen Welt gemein.“

„Maladetto! das ist zu viel gesprochen, unterbrach ein Italiener, der nur selten einen verstohlenen Blick nach dem Bratenwender geworfen hatte und emsig damit beschäftigt war, den Inhalt eines kleinen Säckchens mit Diamanten, das er in seinen Händen hielt, prüfend zu beschauen; in meine Vaterland hat die Mädchen zwei Herzen, der eine ist per Dio noch härter, wie das große Diamant hier, der zeigen sie seine Adoratore quando er ist untreu, der andre ist weich wie der Apfelsina, den ich so eben habe gegessen.“

Nest lag der gebratene Hammel auf einem platten Stein, der statt des Tisches und der Schüssel gleichzeitig diente, so gut als möglich angerichtet, von der erwartungsvollen Gesellschaft mit lüsternden Blicken umlagert, und der Weißmantel übernahm mit geübter Hand das Borschneideramt. Die geschäftigen Kinnbacken der heißhungrigen Gäste waren nicht aufgelegt, ihre Gelenkigkeit der Stimme zu überlassen und nur einzelne Worte, die das Wohlbehagen an dem saftigen Hammel beurkundeten, wurden von Zeit zu Zeit hörbar. Erst nachdem nur noch sehr geringe Ueberreste, welche auf der Stein-

platte ferner unangerührt liegen blieben, den Beweis lieferten, daß die Gesellschaft ihren Hunger gestillt hatte, erhob der kleine vierschrotige Halbamerikaner, von Geburt ein deutscher Materialist, die rauhe Stimme wieder und mit seinem, Pöß Baltimore! wie gewöhnlich beginnend sagte er: „Wer hätte wohl gestern, als uns die teuflischen Reuter so unfanst auf die Socken traten, gedacht, daß wir heute noch einen so königlichen Schmaus in aller Ruhe halten würden.“

„Maladetto! die Kerle waren flink wie Diavolo, aber wir parimente, sagte der Italiener.“

„Flink, unterbrach der hagere einäugige Sachse, ja flink konnten sie wohl seyn, denn sie hatten vier Beine unter dem Leibe, während wir uns mit zweien behelfen mußten.“

„O du Sprößling des gesegneten Sächsischen Hochlandes, unterbrach ein neben ihm sitzender Rheinländer, deine zwei Storchbeine gelten für viere der kleinen Brasilianischen Bestien, Pferde genannt; das hast du bewiesen, denn du warst schneller als sie, und beim Ausreißen der Vorderste. Hätte ich nicht einen Theil meiner Diamanten zurüßlassen müssen, deine hohen Bocksprünge würden mich selbst in dem Augenblick, wo wir mit den Reutern handgemein wurden, zum Lachen vermocht haben.“

Die übrigen Grimpeiros, größtentheils Portugiesen und Brasilianer, nahmen wenig Theil an der Unterhaltung und übergaben sich sehr bald nach gehaltenener Mahlzeit der Ruhe.

„Ein Glück für uns, sagte der Pöb Baltimore, daß die Reuter, als sie sich dem Flusse, in welchem wir fischten, unbemerkt nahen, uns ihre Annäherung durch den Ausruf: die Grimpeiros! der ihr Feldgeschrei geworden zu sein scheint, frühzeitig genug ankündigten, und uns auf diese Weise Zeit verschafften, mit unserem Fange zu entweichen. Wer von uns hat wohl den besten Fang gemacht? Ich meine der stille Rodrigo, der sich immer so entfernt von uns und so schweigsam, wie eine todte Ratte hält.“

„Frage lieber, unterbrach der Weißmantel, wer den besten Fang verdient hätte? — Ich habe euch aus der Quetsche gerissen und euch hier in Sicherheit gesteckt, aber bis jetzt ist es noch keinem von euch eingefallen, mir einen Theil eures Fangs anzubieten. Ueberhaupt finde ich das sehr schlaun von euch, daß ihr eure Beute nicht gleichmäßig unter euch vertheilt.“

„Malabetto warum soll haben die Maus so viel, als die Elephant; das ist keine Ordine; aber daß du hast verdient eine Belohnung, eine große Belohnung, das versteht sich von selbst.“

„Dem Teufel versteht sich das von selbst, unterbrach der Rheinländer, hat uns das Gespenst mit seinem weißen Mantel nicht einen eben so großen Schreck eingejagt, als die Reuter? Ihm gebührt höchstens eine anständige Zahlung für Herberge und für den gestohlenen Hammel, den wir ihm verzehren halfen; im übrigen sind wir, wegen des verursachten Schrecks quitt mit ihm!“

„Höre Bursche, entgegnete der Weißmantel, du dauerst mich, denn du sprichst gewaltig schlecht. Ohne mein Erscheinen und ohne meine Hülfe wäret ihr Alle in die Mausefalle gegangen, die euch der grünschnäblige Officier, der das Commando der Reuter führt, gelegt hat.“

„Bravo, bravissimo! sie hat Recht!“ unterbrach der Italiener.

„Hört einmal, ihr Bursche, ich will euch einen Vorschlag machen, sagte hierauf der Weißmantel, ich verlange nichts von eurem Fange, nichts, weder für die euch geleistete Hülfe, noch für die Herberge, obgleich der Dienst, den ich euch geleistet habe, kein geringerer ist, als mit Gefahr des eigenen Lebens einem andern das Leben gerettet zu haben; denn wie ihr wißt hat jeder, der einen Grimpeiros verbirgt, nach dem neusten Befehl der Regierung, Freiheit und Leben verwirkt; ihr sollt mir

nur bei einem wichtigen Unternehmen behülflich sein und gelingt es — so zahle ich einem jeden von euch zwanzig Dublonen.

Das läßt sich hören, riefen alle außer Rodrigo, der obgleich er keinen Theil an dem Gespräch nahm, doch einen aufmerksamen Zuhörer abgab.

„Still!“ unterbrach plötzlich der Weismantel die Sprechenden, und lauschte. Das Zeichen, das er mit Chapp verabredet hatte, ertönte von Außen herein; „Verhaltet euch ganz ruhig, bis ich zurückkehre.“ Mit diesen Worten verließ er die Höhle. Rodrigo schlich ihm nach und kam unbemerkt mit ihm in's Freie.

Vor der Höhle stand Chapp und begrüßte den Weismantel in einer stummen Umarmung und beide entfernten sich hierauf von dem Eingange um in einem nahegelegenen Gesträuche ungestörter zu seyn. Rodrigo war ihnen, von der Dunkelheit der Nacht begünstigt, nachgeschlichen und belauschte ihr Gespräch, dessen Inhalt ihn zu einem Entschluß brachte den er auszuführen nicht zögerte.

Rodrigo war der Sohn jenes portugiesischen Grafen, in dessen Hause der Indianer Góan seine Kinderjahre verlebte hatte. Von seinem Vater, einem hartherzigen ahnenstolzen Manne, wegen einer jugendlichen Uebereilung verstoßen, fand der junge
o. Rango's Tatenja. I.

Graf kein anderes Mittel seine Existenz zu fristen, als sich einer der in den diamantenreichen Distrikten herumziehenden Grimpeirosbande anzuschließen, die die unerlaubte Diamanten-Fischerei und den geheimen Handel mit den gefundenen Edelsteinen zu ihrem Erwerbszweig gemacht hatte. Die Nachstellungen, denen die Grimpeiros bei ihrer gesetzwidrigen Betriebsamkeit von Seiten der Regierung ausgesetzt waren, so wie die Angriffe der wilden Indianer, nöthigten sie zur Sicherheit ihrer Person und des gesetzwidrig erlangten Eigenthums, sich stets bewaffnet und in großer Anzahl beisammen zu halten und so bestand auch die Bande, zu der Rodrigo sich gesellt hatte, eigentlich aus einigen und zwanzig Individuen, von verschiedenen Nationen; sie war aber durch den Angriff der Reuter unter den Befehl Eduards auseinander gesprengt worden und nur der kleinere Theil derselben hatte sich nach jenem Theile des Waldes geflüchtet, in welchem der Weismantel gewöhnlich während des Tages herumschweifte, um sich seine Nahrungsmittel durch die Jagd zu verschaffen. Sehr erwünscht für seine Pläne, war dem Weismantel das Zusammentreffen mit diesen Grimpeiros gewesen und mit Bereitwilligkeit hatte er sie den Schlingen ihrer Verfolger entzogen und sie zu ihrer Sicherheit in die von ihm bewohnte Höhle geleitet.

Das Gespräch des Weismantels mit seiner schwarzen Schäferin, von Rodrigo belauscht, begann mit einem gelinden Vorwurf; „Warum hast du mich, sagte der Weismantel, zwei Nächte vergebens auf das verabredete Zeichen warten lassen? Ich war recht sehr für dich besorgt.“

Chappy entgegnete, daß es ihr unmöglich gewesen sey, während der verflossenen 2 Nächte die Fagenda zu verlassen, daß sie von allen Seiten streng beobachtet würde und daß die Schaafe jetzt bei Tage von einem Reger gehütet und des Nachts eingetrieben würden; dann erzählte sie wie der Reger Pahon sein Zusammentreffen mit dem Weismantel den Bewohnern mitgetheilt und welchem strengen Verhör sie in Folge dieser Mittheilung unterworfen gewesen und setzte lachend hinzu: „Alle sind nun der Meinung, Pahon habe wirklich eine Begegnung mit dem Berggeiste gehabt und sei in dessen Macht gewesen. Sie lassen sich diese Meinung durchaus nicht nehmen, obgleich der alte Herr und dessen Bruder alles aufboten, um sie von der Unmöglichkeit des Vorhandenseyns eines solchen Geistes zu überzeugen. Ich gebe mir natürlich keine Mühe, sie von ihrem Wahne zurückzuführen, vielmehr suche ich sie noch durch zweideutige Reden in denselben zu bestärken.

„Laß sie bei ihrem Aberglauben, unterbrach der Weissmantel, er wird uns gute Dienste leisten.“

„Das Märchen von dem Berggeiste, sprach Ohrs weiter, laß durch das plötzliche Verschwinden des jungen Herrn, noch an Wahrscheinlichkeit gewinnen; denn schon seit 3 Tage ist er von Hause entfernt und nicht zurückgekehrt. Der alte Herr und dessen Bruder sind darüber sehr bestürzt und Mahen liegt krank darnieder. Sie spricht häufig im Traume und ist am liebsten mit ihrer Tochter Ahna allein. Dzoäre und Tefin streifen Tag für Tag im Walde umher, um Taysor's Aufenthalt aufzufinden, aber sie kehren jeden Abend unverrichteter Sache zurück und haben noch keine Spuren von ihm auffinden können. Wenn dieser Zustand noch lange dauert, so fürchte ich sehr daß auch der alte Herr krank werden wird, denn er sieht recht angegriffen aus, wenn er sich auch noch so sehr bemüht, den eigentlichen Zustand seines Gemüths allen seinen Umgebungen zu verheimlichen. Heute ist auch der Indianer Soan mit Dzoäre und Tefin hinausgegangen, aber auch ihnen wird es nicht gelingen von Taysor eine Spur aufzufinden.“

„Deine Nachrichten, sagte der Weissmantel sind mir erwünscht, sie kommen zur gelegenen Zeit. Wie steht es aber mit den verborgenen Schätzen? hast

du noch nichts Näheres über den Ort wo sie aufbewahrt sind, erfahren können?“

„Ich bin ihnen auf die Spur, antwortete Chappy, und denke schon Morgen den Ort auszufund-schaften, der sie bewahrt; denn seit Mahon wieder bettlägerig ist und Groane die Wirthschaft allein führt, habe ich mich näher an Mahna angeschlossen, für die man gewiß nichts geheim gehalten hat.“

Eine zärtliche Umarmung unterbrach für einige Augenblicke das Gespräch, dann erinnerte sich Chappy, daß es Zeit sei nach Hause zurückzukehren, da-mit sie durch allzulanges Ausbleiben nicht die Auf-merksamkeit ihrer Aufpaffer auf sich zöge, und schied mit dem Versprechen am folgenden Abend wieder zu kommen.

Der Weißmantel ging, nachdem er Chappy noch einige Schritte begleitet hatte in seine Höhle zurück, aber Rodrigo schlich der schwarzen Schäferin auf dem Fuße nach. Auf wohlbekannten Pfade gelangte sie bis zur verschlossenen Pforte, die auf ein ge-genes Zeichen von Domingo geöffnet wurde.

„Du hast mich lange warten lassen, redete Do-mingo die Eintretende an, es ist ein Glück, daß dich Niemand vermißt hat.“

„Siehe lieber Domingo, antwortete Chappy mit einschmeichelnder Stimme, es wurde plötzlich so fin-

ter, daß ich Mühe hatte den Ort wieder zu finden, an welchem ich heute Mittag den Korb mit dem Geschirre, worin ich dir dein Essen nach dem Vogelberge brachte, hingestellt hatte. Erst nach langem vergeblichen Suchen fand ich ihn in einem Gesiräch.“ Mit diesen Worten eilte sie über den Hof und Domingo schloß sich an, die Pforte wieder zu verschließen, als Rodrigo eintrat. Er beehrte den Herrn zu sprechen und wurde von Domingo, nachdem derselbe die Pforte geschlossen hatte, in das Wohnhaus geführt.

Siebenzehntes Kapitel.

Bedeutungsvoll ist jedes Zeichen
Das einen schönen Busen schmückt,
Doch möchte kein's dem Kreuze gleichen,
Wenn es ein gläub'ges Herz beglückt;
Aus seinem einfachen Gebilde
Spricht Christus Lieb' und Milde.

An demselben Tage, an welchen die Grimpetiros gegen die Verfolgung der Reuter in der Höhle des Weismantels einen sicheren Zufluchtsort gefunden hatten, erreichte Eduard mit seinen Reutern, in der Mittagsstunde, das Thal der Panhoma. Ermüdet von der großen Anstrengung des Tages befahl er halt zu machen und lagerte in dem Schatten der Schlucht die ohnlängst den Gaites als Versteck gedient hatte. In seinem Gefolge befand sich Tavor, der seit der Begegnung mit Adolph unter der Trauerweide, von Vorwürfen seines Gewissens gefoltert, unstät und flüchtig im Walde umhergeirrt und noch nicht wieder nach Hause zurückgekehrt war. Der Zufall hatte den mit sich selbst zerfallenen auf denselben Weg geführt, den Eduard nach dem Ueberfall der Grimpetiros eingeschlagen, um die Fazenda

zu erreichen; und diese unverhoffte Begegnung mit dem Sohne seines väterlichen Freundes, dem Unglücklichen von dem Verderben, dem er absichtlich entgegen gegangen war, gerettet. Der Gedanke, den Vorsatz eines Mordes in seinem Herzen getragen und diesen, wenn gleich erfolglos ausgeführt zu haben, hatte seine Seele in einem so hohen Grade gefoltert, daß er nur in der Vernichtung seiner selbst die Sühne seiner That zu finden vermeinte; aber die Ueberraschung bei dem Wiedersehen mit Eduard und die ungeheuchelte Freude, die dieser durch eine innige Umarmung bekräftigte, unterbrachen seinen anseligen Zdeengang und führten ihn zum klaren Bewußtseyn zurück. Er fühlte, daß er seine zum Glücke erfolglos gebliebene That durch wahrhafte Reue besser zu sühnen vermocht, als durch einen neuen Frevel dessen Folgen nicht zu berechnen waren, und faßte daher den Entschluß, bei seiner herrlichen Gattin Vergeltung zu ersuchen und dem beleidigten Indianer durch männliche That zu versöhnen.

Eduard hatte mit Tavor auf den Rasen gelagert, die Erzählung seines Zusammentreffens mit dem entflohenen Grimpeiros eben beendet, als einer, der auf der Höhe aufgestellt gewesener Posten, zu seinem Offizier trat und ihn die Annäherung zweier Männer und eines Knaben meldete. Tavor

richtete seine Augen auf und seine Blicke begegneten die des Indianer Soan, der mit Dzoäre und Tefin vor dem Offizier stand. Eine glühende Röthe färbte Tagors Wangen; aber sein Vorsatz hatte bereits feste Wurzel in seinem Innern gefaßt, und ohne Zögern sprang er auf und reichte dem freudig überraschten Soan, der nur um den schon Tagelang vermißten aufzusuchen mit Dzoäre und Tefin ausgezogen war, die Rechte dar. Soan zog ihn schweigend an sich und preßte ihn fest an sein Herz. Nicht eine Sylbe wechselten die Wiederversehrten und doch verstanden sie sich beide so gut, als hätten sie durch eine lange Unterredung vorher ihre gegenseitige Gefühle ausgetauscht.

Tefin war vor Freuden seinen so lange vermißten Herrn wieder gefunden zu haben auf seine Knie nieder gesunken und benetzte die linke Hand desselben mit seinen Thränen; auch Dzoäre gab seine Freude deutlich zu erkennen, indem er die Büchse seines Herrn, deren tägliches Reinigen und im Stand halten ihm oblag, ergriff und bei ihrem Anblick, der verschiedene Rostflecke darbot, bedenklich das Haupt schüttelte. —

Eduard war Zeuge dieser stummen und doch so vielsagenden Begrüßung, ohne die Ursache derselben zu ergründen. Die Zeit der Mittagsruhe war ver-

flossen, die Reuter hatten ihre Roſſe aufgezaumt und ſtanden des Befehls zum Aufſitzen gewärtig, da kehrte auch die letzte noch fehlende Abtheilung des Commandos von ihrem Streifzuge zurück und führte einen gefangenen Wildeu, von dem Stamme der Saiteſ, vor dem Offizier. „Dieſer Wilde, meldete der Führer der Abtheilung, war mit den Grimpeiros bei dem Diamanteniſchen beſchäftigt, aber nicht ſo ſtark wie jene fiel er in unſere Hände.“

Der Saite, der ſeine unſtetten Blicke wild umher warf, hatte Coan, den Sohn ſeines Häuptlings kaum bemerkt, als er auch ſogleich vor ihm niederſtürzte und, ſich feſt an ſeinen Fuß anklammernd, ausrief: „Hilf mir Coan! dein Vater ſchickte mich dich aufzuſuchen und dir zu ſagen, daß er kommen würde dich aus den Klauen des Böſen zu befreien. Von den Grimpeiros gefangen und zu ihrer Arbeit gezwungen, konnte ich den Ort deines Aufenthaltes nicht erreichen; aber das Licht hat mich zu dir geführt und wird auch deinen Vater die Kraft verleihen dich zu retten, ehe noch die Pororocá*) ihr To-

*) Pororocá iſt hier nicht der Name des kleinen früher genannten Fluſſes, ſondern die Bezeichnung einer bei mehreren in das Meer ſich mündenden Ströme zur Zeit des Mondwechſels, eintretenden Naturerſcheinung. Thurmhohe Waſſerwogen treiben mit furchtbaren Getöſe dem Strom entgegen meilenweit in den Strom hinein

ben außs Neue beginnt. Coan überrascht von dem Häuptling der Gaites, dem er in der Kindheit die Rettung seines Lebens verdankte, seit der Trennung von ihm die erste Nachricht zu erhalten, hob den Wilden vom Boden auf und fragte theilnehmend nach seinem Lebensretter. Mit großer Aufmerksamkeit nahm er die Erzählung des Wilden entgegen, der ihn auch die kleinste Begebenheit, die sich seit seiner Trennung von den Gaites mit diesem Stamme zugetragen hatte, treu berichtete.

Unablässig war ihr Häuptling bemüht gewesen seine Rotte zu vergrößern und sie zu einem neuen Kriege gegen die Topinambas vorzubereiten, den er, nach einem Ueberfall der Fazenda Tatenja's und der Befreiung seines Sohnes, zu beginnen beschloffen hatte.

Eduard setzte sein Commando in Marsch und ging mit Tavor, Coan und den Boten des Gaitenhäuptlings zu Fuß vor demselben her. Doaré und Tefin streiften, den Rückweg zum Jagen benutzend, am Rande des Waldes entlang.

Die Mittheilungen des Gaiten hatten in dem Herzen Coans Gedanken und Wünsche ganz eigener

und verschütteten alles was sie auf demselben fänden. Auch der Rio St. Francisco hat eine solche Pororoca, die bei ihren Eintritt Alles in Furcht und Schrecken versetzt, da ihr Einstürmen mit einer fast unbegreiflichen Schnelligkeit erfolgt.

Art erzeugt. Zuerst versetzte ihn seine Phantasie in das Leben unter den Saïtes zurück und mahlte ihn die Bilder jener Vergangenheit so freundlich aus, daß er wieder mit dem Volke zu leben wünschte, mit dessen Sitten und Gebräuchen er so vertraut gewesen war; aber so schnell wie dieser Wunsch in seinem Herzen entstanden, eben so schnell verschwand er auch wieder, bei der Erinnerung an seine gegenwärtige Lebensweise, ohne daß es eines strengen Vergleichs zwischen dem Bormalis und dem Jetzt bedurft hätte. Mahon! lächelte es in der Tiefe seines Herzens und dahin war jede Erinnerung an die verfllossene Zeit; aber der Gedanke der diese Erinnerungen verschluckte, erzeugte auch neue Wünsche ganz anderer Art in ihm. „Wenn es möglich wäre, dachte er, den Mann den ich so viele Jahre Vater nannte, den Häuptling der Saïtes für den Glauben Mahons zu gewinnen; ihn mit seinem ganzen Volke zu befehren!“ und ein Blickstrahl des Entzückens entflammte sein schönes Auge. „Ja ich will diesen Gedanken verfolgen, der mich schon bei seinem ersten Entstehen so beglückt; Mahon und Tatenja werden mich belehren, auf welche Weise er am besten zur Ausführung gebracht werden kann.“ Raschen Schrittes ging er den Reutern voran, die unwillkürlich

ebenso schnell folgten bis daß die Dunkelheit kürzere und abgemessenere Schritte zu thun gebot.

In ihrem Schlafgemach ruhte Mahon in dem bequemen Armstuhl Tatenjäs, den der besorgte Vater der Kranken zum Gebrauch überlassen hatte und Niemand als Nahna war bei ihr im Zimmer; das liebliche Kind saß auf einer kleinen Fußbank, die Züge der Schlummernden mit inniger Theilnahme betrachtend. Auch jetzt war Mahons Ruhe von lebhaften Träumen unterbrochen, die sich von Zeit zu Zeit durch einzelne Laute zu erkennen gaben. Leise öffnete sich die Thür und Chapy trat behutsam ein. Nahna legte den Zeigefinger ihrer rechten Hand auf ihre Lippen und deutete auf Mahon, der Eintretenden ein Zeichen des Schweigens. Chapy setzte sich, dieses Zeichen beachtend, schweigend neben Nahna auf den Fußboden nieder und betrachtete abwechselnd bald die schlummernde Herrin, bald die um sie besorgte Tochter. Jetzt schienen Mahons Träume unruhiger zu werden, höher hob sich ihr Busen und tiefere Athemzüge folgten, und als ob sie von der Nähe der Regierenden unangenehm berührt würde, richtete sie die rechte Hand abweisend empor und sprach ganz leise, aber doch vernehmlich: „fort, fort! ich kenne dich nicht!“ Chapy wich betroffen zurück, aber Nahna flüsterte ihr tröstend in's

Ohr: „Die Mutter träumt nur.“ Mahon schlug die Augen auf und erwachte. „Wo ist der Großvater, fragte sie, und Onkel Adolph?“

„Sie verließen das Zimmer um deine Mutter nicht zu stören, antwortete Mahna, soll ich sie wieder herrufen?“

„Nein meine Tochter, sie werden von selbst schon wieder zu mir kommen. Ist Göan schon zurück gekehrt?“

„Bis jetzt noch nicht, antwortete Chapy, die Dunkelheit wird ihn überrascht haben, denn es ist heute ganz ungewöhnlich früh Abend geworden.“

„Er wird gewiß noch zurückkommen, unterbrach Mahna, denn er versprach mir als er fortging, den Vater Taylor mit nach Hause zu bringen.“

„Du hast recht, meine Mahna, sagte Mahon, was Göan versprach wird er auch halten.“ Nach einigen Minuten, während welche Mahon nachdenkend dageessen hatte, gebot sie ihrer Tochter: „Nimm diesen Schlüssel, meine Mahna, und gehe in das Garderobenzimmer, dort findest du, in dem großen Schrank in welchem ich meine Schmucksachen aufzubewahren pflege, ein kleines rothes Kästchen mit dem Buchstaben **M.** bezeichnet; diesen Kästchen bringe mir her, verschließe aber Schrank und Zimmer wieder. Chapy! nimm ein Licht und leuchte meiner Tochter!“

Mahna that wie ihr geboten, und Chapp folgte mit einem brennenden Lichte. Mahon hatte am Tage ihrer Verbindung mit Tavor von demselben ein schönes goldenes Kreuz mit Diamanten besetzt als Geschenk erhalten, und Tavor diese Gabe der Liebe mit bedeutungsvollen Worten begleitet, deren Erinnerung ihr plötzlich in's Gedächtniß trat. Sie bezogen sich auf einen Vorfall, der den Liebenden so wichtig erschienen war, daß sie beschlossen hatten, sein Andenken für immer zu erhalten.

Tavor war nämlich von Jugend auf dem Jähzorn ergeben gewesen und wenn er auch, durch die Belehrungen seines Vaters den festen Willen erlangt hatte, die Ausbrüche dieses Fehlers, männlich zu unterbrücken, so hatte derselbe doch, kurz vor der Verbindung mit Mahon, die ihn von Tavors moralischer Kraft gesetzte Schranken, so heftig durchbrochen, daß er der geliebten Braut die ersten Thränen des Schmerzes verursachte. Schmerzlich bei dem Anblick des thränen erfüllten Auges der geliebten Braut ergriffen, machte sich Tavor die bittersten Vorwürfe und versprach aufs Neue seinen Fehler für die Zukunft zu beherrschen und demselben niemals wieder die Herrschaft über sich einzuräumen; er wiederholte dies Versprechen bei dem Kreuze, mit dem er seine Braut beschenkte und bat: „Wenn du

bemerkst, daß mich mein böser Dämon wieder heimsuchen will, so halte mir dies Kreuz entgegen und er wird mich fliehen.“

Während der zwölf Jahre ihrer glücklichen Ehe hatte Mahon das Kreuz beständig auf ihre Brust getragen, und öfter scherzten sie über die magische Kraft desselben, die dem Dämon so lange glücklich im Bann erhalten hatte. An dem Tage ihrer Verwundung durch den Sergeanten Jozée, mußte sie das Kreuz ablegen, weil es dem Verbande hinderlich war und hatte es seit dieser Zeit noch nicht wieder angelegt.

Mahna und Chapy waren zurück gekommen.

„Ich bringe dir liebe Mütter zwei rothe Kästchen, weil beide mit dem Buchstaben **M.** bezeichnet sind und ich nicht wußte, welches von beiden du zu haben wünschest.“

„Dies hier, meine Mahna, ist das rechte, sagte Mahon und nahm das kleinere. Glänzend prangte das schöne Kreuz ihr entgegen und nachdem sie es lange mit wehmüthigen Blicken betrachtet hatte, knüpfte sie es um ihren Hals und reichte das größere Kästchen der Tochter, die es öffnete und den Inhalt, einen köstlichen Schmuck von Juwelen, mit kindischer Freude betrachtete.“ Sieh nur Chapy, wie schön diese Steindchen sind!“ Chapys Augen

funkelten bei dem Anblick der kostbaren Edelsteine und ihre Blicke folgten den kleinen Händen Mahons, die nachdem sie das Kästchen geschlossen hatte, auch das leere, worin das Kreuz gelegen, aus ihrer Mutter Schooß nahm und beide auf dem zwischen den Fenstern befindlichen Pfeilertisch stellte.

Noch war Mahon damit beschäftigt den Tassimann auf ihrer Brust zu befestigen, als Tatenja und Adolph in's Zimmer traten. Auf der sonst so heiteren Stirn des Großvaters lag die Sorge um den nun schon drei Tage dem Hause entfernten Sohn in tiefen Falten ausgedrückt, aber die düsteren Blicke seines matten Ages grüßten dennoch mit inniger Theilnahme die leidende Tochter.

„Hat die Ruhe dich erquickt meine Mahon?“ fragte er, ihre Hand mit Herzlichkeit erfassend; dein Auge ist heiter und deine Wange zart gefärbt, darf ich diesen Zeichen vertrauen?“

„Gewiß, mein theurer Vater, antwortete Mahon, ich fühle mich recht wohl, denn freudige Ahnung erfüllt mein Herz. Tator wird bald wieder bei uns seyn.“

Adolph bestätigte Mahons Hoffnung durch tröstende Worte und indem er seinen Bruder einen Stuhl reichte, setzte er sich neben Mahon und unter-

suchte ihren Pulsschlag, den er, wie sein freundliches Kopfnicken bewies, befriedigend fand.

„Wir haben einen unerwarteten Gast im Hause, begann Adolph zu erzählen, der uns eine fast räthselhaft klingende Entdeckung gemacht hat“, als er aber die Negerin Chapy im Zimmer bemerkte, hielt er plötzlich inne und faßte diese sofort ins Auge. Die Negerin entfernte sich, um ihre Verlegenheit zu verbergen. „Der Anblick dieser Negerin, sagte Adolph nun zu Latenja, nachdem Chapy bereits das Zimmer verlassen hatte, ruft mir das Märchen von dem Berggeist ins Gedächtniß zurück und bringt mich auf die Vermuthung, daß sie die Gestalt gewesen seyn mag, die unser Gast bei der Höhle gesehen haben will, und der er hierher gefolgt ist; die Verlegenheit, mit der sie, meinen Blicken ausweichend, das Zimmer so eben verließ, bestätigt meine Vermuthung.“ Noch in näherer Erörterung dieses Gegenstandes begriffen, unterbrach Mahna den Onkel durch den Ausruf: „Es klopft an der Pforte! hörst du es, liebe Mutter? Das ist Vater Tayor, der klopft gerade so.“ Wirklich vernahmen alle im Zimmer Anwesende den von der Pforte herausschallenden Hammerschlag.

Mahon erzitterte bei dem Gedanken, daß es ihr Gatte sein könne, und ihre Blicke blieben unver-

wandt nach der Thüre hin gerichtet. Adolph bemühte sich vergebens sie ihrer allzugroßen Spannung zu entreißen; und ehe es ihm gelang ihre Aufmerksamkeit zu theilen, trat Tavor ins Zimmer und warf sich der sehnsuchtsvollen Gattin sprachlos in die Arme. Soan und Edward, gleichzeitig eingetreten, waren Zeugen der Wiederveröhnung der beiden liebenden Herzen, die in ihrem Entzücken alles um sich her vergaßen.

Achtzehntes Kapitel.

„Die Ehe ist kein Sacrament,
Wie sie der Katholik wohl nennt;
Sie ist von Menschen nur gestiftet,
Und Ordnung nur ihr einz'ger Zweck.“

So spricht ein Thor, der eitle Ged,
Der selbst das heiligste vergiftet. —
Die Ehe ist auch ohne Sacrament,
Dem heilig, der die Tugend kennt.

Der junge Morgen begrüßte mit seinem anmuthigen Lichte die noch vom Tau der Nacht perlende Flur und weckte die Bewohner der Fazenda aus dem erquickenden Schlummer zur erneuten Thätigkeit.

Coan war der erste der dem strahlenden Gruß mit einem Herzen voll der wehmüthigsten Empfindungen erwiderte; ihn hatte der Schlaf geflohen, wachend durchträumte er die Nacht. Augenzeuge der versöhnenden Wiedervereinigung Mahons mit ihrem Gatten, bei welcher sich beide sprachlos in den Armen lagen und in einem endlosen Kuße ihre Seelen glühend in einander hauchten, fühlte der von Liebe für Mahon entflammte Indianer zum ersten Male, daß er einem anderen den Vorzug einer solchen Bewillkommnung nicht gönnte und empfand schmerz-

lich den Abstand zwischen dieser Bewillkommung und der ihm gewordenen Begrüßung; denn obgleich er mit Taylor gleichzeitig in Mahons Zimmer getreten war, so grüßte sie ihn erst dann, mit inniger Herzlichkeit, nachdem sie ihre Versöhnungsfeyer mit ihrem Gatten völlig begangen hatte. Seine lebhafteste Phantasie ließ ihn in der schlaflosen Nacht eine Umarmung mit Mahon, wie sie Taylor gefeiert hatte, in ihrer ganzen Seeligkeit erscheinen und steigerte dadurch den in seiner Seele erwachenden Reiz nur um so höher. Noch zu neu in der Herrschaft über sich selbst, überredete er sich daß er das Leben nicht ohne den alleinigen und uneingeschränkten Besiz Mahons ertragen könne und alsobald war der Entschluß gefaßt ihren Besiz uneingeschränkt zu erlangen, oder sich dem Tode zu opfern. Vergebens widerstrebte die edlere Natur in seinem Herzen einem so unseligen Vorsatz, die Gründe seines Vorsatzes überwogen jene. „Taylor strebte mir nach dem Leben, sein tödliches Geschosß verfehlte nur das erwählte Ziel; er war mein Feind; er wollte mein Mörder werden. Mein Todfeind sey er nun.“ —

Der Gaite der ihn Tag zuvor in der Panhoma, als Bote seines Vaters erschienen war, trat in sein Zimmer. Bei seinem Anblick durchzuckte ein Gedanke seine Seele, vor dem er selbst zu erschrecken schien,

aber die Macht der Leidenschaft siegte. Nach einer flüchtigen Ueberlegung befahl er dem Boten zu dem Häuptling seiner Rotte, zurückzukehren. „Sage meinem Vater, sprach er, Cöan erwarte ihn mit glühender Sehnsucht, er möge kommen mit seinem Volke, sobald die Pororoca ihr Toben aufs Neue beginnt. In der Panhoma, auf derselben Stelle wo du mich gestern triffst wird er mich finden. Gile! denn nur einmal erneut sich noch der Tag bis die tobende Fluth beginnt.“

Ghe noch die Glocke zur Morgenandacht rief hatte der Gaite die Fazenda schon im Rücken und eilte schnellen Schrittes, von den düsteren Blicken Cöans, der am offenen Fenster lehnte, gefolgt dem Walde zu.

Jetzt war der Bote verschwunden. Die Glocke ertönte so sanft und melodisch wie die Stimme Tatenjäs, wenn sie belehrend sprach. Cöan vernahm die friedlichen zur Andacht ladenden Töne und seine Wange erglühte; unruhig und unschlüssig ging er mit großen Schritten in seinem Zimmer auf und ab, doch plötzlich durchzuckte ein Entschluß seine Seele, er verließ das Haus und ging zur Kapelle; unbemerkt trat er in das von der andächtigen Menge erfüllte kleine Gotteshaus. Als er Mahon erblickte

sank er am Fuße des Altars auf seine Knie nieder.
Tatenja sprach:

„So wie die Sonne sich nach und nach aus der Tiefe zu heben scheint und ihre wohlthätige Strahlen über die Flur verbreitet, daß die Pflanzen gedeihen und die Früchte zur Reife kommen, so erstigt der Glaube im Herzen der Menschen, nach und nach und veredelt ihn, auf daß er gedeihe und reife für das bessere Leben. Die Wolken die von Zeit zu Zeit den Einfluß der Strahlen vermindern, sind wie die Leidenschaften der Menschen Nebelgebilde, die mit dem Toben des Sturmes verschwinden und wie der Blitzstrahl die Gewitterwolken durchbricht und sie in Regen auflöst, so der ernste Wille, der die Leidenschaften im Herzen vernichtet, sie in frommes Dulden übergehen läßt. Wenn also die Leidenschaft euer Herz bestürmt, so erinnert euch daß euer ernster, kräftiger Wille sie zu vernichten vermag und gönnt ihr nicht Zeit daß sie Herrschaft über euch gewinne. „

Noch weiter verbreitete sich Tatenja's Rede über den Alles vermögenden ersten Willen und schloß mit den Worten:

Stets prüfe vor der That das Ziel,
Soll dir dein Werk gelingen;
Wer nur das Gute ernstlich will,
Der wird es auch vollbringen.

Nach dem Gesange verließen alle mit geschäftiger Eile die Kapelle und nur Mahon und Góan blieben zurück. Die Mittheilungen Rodrigo's beschäftigten die Brüder, die sich gleich nach der Andacht mit Taylor und Eduard in dem Zimmer Tatenja's versammelten, um über die Maßregeln zu berathschlagen, die anzuwenden seyn möchten, den Weißmantel und dessen Consorten unschädlich zu machen.

Mahon hatte ihr stilles Gebet beendet und im Begriff, die Kapelle zu verlassen, erblickte sie den vor ihr knieenden Indianer. Sie begrüßte ihn mit Herzlichkeit und sprach: „Dein Edelmuth Góan hat mir einen großen Dienst erwiesen, für den ich dir ewig verpflichtet seyn werde. Taylor selbst hat mir erzählt, mit welcher Großmuth du ihn seinen Frevel verziehen und sein Leben geschont hast. Deine That ist des edelsten Christen würdig und Gott, der sie sah, wird sie dir dereinst lohnen.“

Góan ergriff ihre Hand und preßte sie an seine glühenden Lippen. „Stern des Himmels! rief er mit Begeisterung, du erquickst meine Seele mit dem Balsam deiner liebevollen Worte; und doch brennt es mir im Herzen wie Feuerögluth, denn es reuet mich, daß ich Taylor's Leben schonte; aber als ich es that, wußte ich noch nicht, daß es mich reuen könnte.“

„Dich reuete deine edle That? Wie soll ich das verstehn?“

„Erst seit gestern Abend, wo du ihn an dein Herz drücktest, als ob du ihn niemals wieder freigeben wolltest, reuet sie mich. Mir hast du noch nie die Seligkeit einer solchen Umarmung empfinden lassen. O Mahon, ich fühle seit Gestern, daß ich sie einem andern nicht gönnen kann.“

Mahons Wange erglühte, sie zog ihre Hand sanft aus der seinigen zurück, dann aber sprach sie mit engelgleicher Milde: „Góan, dein Gefühl hat dich auf einen Irrweg geleitet, tritt von diesem Pfade zurück, ehe es zu spät für dich ist. Laß mich deine Führerin sein, du darfst noch nicht allein gehen; ich will dich auf den rechten Pfad zurückbringen, auf den Pfad, der einzig zur Seligkeit führt. Höre mich ruhig an und beantworte mir alle meine Fragen wahr und ohne Selbsttäuschung. Sage mir zufoörderst, ob du weißt was der Christ mit dem Worte Eid oder Schwur benennt?“

„Ich kenne, antwortete Góan, durch die Belehrung Tatenja's die Bedeutung dieses Wortes, das mit dem, was wir Versprechen und Vetheuren nennen, gleichbedeutend ist; denn wenn der Christ die Wahrheit einer Aussage bestätigen oder ein gegebenes Versprechen bekräftigen, als unauflösbar

betrachtet wissen will, so leistet er einen Eid oder er beschwört es bei dem Gott, an den er glaubt; der Heide, der an keinen Gott glaubt, sagt: es ist wahr! oder ich verspreche, daß ich es thun will, und beides ist ihm so heilig, als der Eid dem Christen nur immer seyn kann.“

„So betheure mir als Heide oder schwöre mir wie ein Christ vor dem Altare, daß du mir von nun an jeden deiner Gedanken, der dein Herz bestürmen sollte, mittheilen und nichts ohne mein Wissen gegen irgend einen Menschen unternehmen willst.“ Cóan stand auf und trat, von Mahon geführt, zum Altare. Er legte die rechte Hand auf denselben, und indem er seine Knie beugte, sprach er: „Bei dem Gott, an den du mich zu glauben lehrtest, schwöre ich, dir jeden Gedanken, der mein Herz bestürmen sollte, zu offenbaren und nichts ohne dein Wissen gegen irgend einen Menschen zu unternehmen.“

„Jetzt laß uns ins Freie gehen, sagte Mahon und führte den Indianer auf dessen Lieblingsitz unter den Schatten der Kapellbäume. Mit der Ueberzeugung im Herzen, daß Cóan sie liebte, daß er aber noch nicht zum klaren Bewußtsein seines Gefühls für sie gelangt sey, begann sie damit, ihn zuerst mit den Verhältnissen einer christlichen Ehe

bekannt zu machen, die sie ihm, da sie nach den Satzungen der protestantischen Kirche getrennt werden kann, zwar nicht als unauflöslich, aber doch so schilderte, daß die Auflösung derselben dem Urheber als Verbrechen anzurechnen sei. „Das Weib, sagte sie, wird durch das eingegangene Ehebündniß Eigenthum des Mannes, und wer nach dem Eigenthum eines Andern strebt, sündigt vor Gott und den Menschen.“

Sie hielt inne und betrachtete Soan, der ihr mit der größten Aufmerksamkeit zugehört hatte.

„Du bist also, sagte er gelassen, aber mit wehmüthigem Tone, das Eigenthum des Mannes, der mir mein Leben nehmen wollte, ohne daß ich ihn beleidigt hatte?“

„Vergieb ihm! denn er wußte nicht, was er that!“

„Und ich, fuhr Soan fort, würde vor Gott und den Menschen sündigen, wenn ich nach dir, nach deinem Besitze strebte? O! dann muß ich vor Gott und vor den Menschen sündigen, denn nimmer kann ich dir entsagen.“ Mit diesen Worten ergriff er abermals ihre Hand und kniete vor ihr nieder. Unbemerkt war Rahua, die nicht in der Morgenandacht gewesen, den Kapellberg hinaufgestiegen und zu ihrer Mutter getreten. Soan stand bei ihrem Anblick

auf, nahm sie auf seinen Arm und küßte sie. „Bitte bei deiner Mutter für mich, sagte er mit freundlichem Tone, sie will mich verstoßen.“ Nahna schmiegte sich innig an den Indianer an und erwiderte: „das wird Mahon nicht! dazu hat sie ihre Nahna zu lieb, denn wenn sie dich verstoßen wollte, so würde sie wenig Freude an ihrer Tochter erleben. Nicht wahr, meine liebe Mutter, du willst ihn nicht verstoßen?“

Mahon sah ihre Tochter verwundert an, denn noch niemals hatte Nahna sich so vertraut und innig an einen Fremden angeschlossen; dann schien sie ein Gedanke plötzlich zu ergreifen; sie stand auf und indem sie den Kapellberg verließ, sagte sie zu ihrer Tochter: „Bleibe bei Coan und unterhalte ihn recht hübsch, bis ich zurückkomme.“

„Ja das will ich recht gern, antwortete Nahna und schmiegte sich noch inniger an den Indianer an; der sich wieder auf seinen Lieblingsstz niederließ, und gern der Unterhaltung Nahna's lauschte.“

In dem von den Brüdern, unter dem Beisitze Taylor's und Edwards, gehaltenen Rathe erschien zuerst Rodrigo und wiederholte die am verflossenen Abend mitgetheilten Thatsachen, von denen er Augenzeuge gewesen war.

Seine Erzählung begann mit der Schilderung der Ursachen, die ihn bewogen hatten, das väterliche Haus zu verlassen und sich einer Klasse von Menschen anzuschließen, die den verbotenen Diamantenshandel zu ihrem Erwerbszweig gemacht hatten. „Als wir bei dem Diamantensuchen von den Reutern überfallen wurden, erzählte er, flüchteten wir in das Gebirge und verbargen uns so gut wir konnten. Ein Theil der Grimpeirosbande, an die ich mich angeschlossen hatte, war nach einer anderen Gegend hin versprengt worden, so daß die Zahl derjenigen, die im Gebirge ihren Zufluchtsort gefunden hatten, und zu der ich gehörte, nur aus neun Köpfen bestand. Wir hatten beschlossen, die Dunkelheit der Nacht abzuwarten und uns unter ihrem Schutze in die Provinz zurückzuziehen; da erschien eine hohe männliche Gestalt in einen weißen Mantel gehüllt, wie ihn die Reuter zu tragen pflegen, plötzlich unseren Blicken. Erschrocken vor ihrem Anblick, der uns den Gedanken aufdrang, daß die Reuter unsere Spur gefunden und uns in unserem Versteck eingeschlossen hätten, wollten wir unsere Flucht fortsetzen; bald entdeckten wir aber, daß die Erscheinung selbst auf flüchtigen Wegen sein mochte und sich ganz allein unserem Aufenthalt genährt hatte; wir redeten sie daher zuerst an und erfuhren von ihr, in welcher Gefahr

wir schwebten, von den Reutern, die unseren Zufluchtsort umstellt hatten, gefangen zu werden. Mit Freuden nahmen wir das Anerbieten des Unbekannten, uns in Sicherheit zu bringen, an und gelangten, von ihm geführt, in eine Höhle die er schon seit geraumer Zeit zu seinem Wohnort gemacht haben mußte, wie dies die innere Einrichtung derselben bewies. Von seinem eigenen Schicksal erfuhren wir nichts, da er es in ein geheimnißvolles Dunkel hüllte und absichtlich jede Mittheilung über dasselbe vermied. Nur so viel konnte ich aus seinen Aeußerungen entnehmen, daß er ein Unternehmen beabsichtigt, das gewiß keinen friedlichen Zweck haben kann, da er zu demselben die Hülfe der Grimpeiros, unter dem Versprechen einer bedeutenden Belohnung, in Anspruch nehmen will. Die Unterredung vor der Höhle mit der weiblichen Gestalt, der ich auf dem Fuße in der Hoffnung folgte, dadurch bei einer Familie Schutz zu finden, bestätigte meine frühere Muthmaßung.“

Adolph schlug vor, die Negerin Chapy und Domingo zu verhören, um die Ueberzeugung zu erlangen, daß Chapy die weibliche Gestalt sey, der Rodrigo gefolgt war. Die Wahrheit wurde sehr bald ermittelt, allein Chapy leugnete bei der Höhle gewesen zu seyn, unter dem Vorgeben, daß sie nur,

daß auf dem Vogelberge zurückgelassene Geschirr zu holen, ausgewiesen sey. Unter Thränen betheuerte sie ihre Aussage und meinte, daß das Ganze nichts anderes als eine angestellte Sache des Berggeistes sey, der den jungen Rodrigo habe an sich locken wollen.

Ihr Leugnen half ihr aber zu nichts; sie wurde auf Befehl Tatenja's mit der Verwarnung eingesperret, daß sie ihre Freiheit nicht eher erlangen würde, bis sie sich entschloße, die Wahrheit zu sagen. Tavor sann hin und her, wo die von Rodrigo besudliche Höhle seyn könnte; allein er erkannte die Gegend die diese einschloß, nach dessen Beschreibung nicht; plötzlich erinnerte sich Adolph des Rauches, den er vor einigen Tagen, bei seinem Rückwege von den Fjorden, aus der Felsenspiße emporsteigend, bemerkt hatte und dessen Entstehen ihm damals so räthselhaft erschienen war. Eine nähere Untersuchung jener Gegend ward beschloffen und Adolph, von Tavor, Eduard und Rodrigo begleitet, verließen die Fazenda, um diese Untersuchung selbst zu bewirken.

Wanzigstes Kapitel.

Statt der tobenden Gesänge,
Hört man leises Flüstern nur.
Ist der Sünder im Gedränge,
Und das Recht ihm auf der Spur?

Mit Sehnsucht erwartete Mahon in ihrem Zimmer die Rückkehr des Onkels, dem sie ihr Vertrauen uneingeschränkt geschenkt hatte, und stand gedankenvoll an dem offenen Fenster, das die Aussicht nach der Pforte gewährte; alles war still um sie her und die Pforte blieb immer noch geschlossen; endlich trat Mahna mit fröhlicher Laune, den scherzenden Großvater gleichsam hinter sich her ziehend, ins Zimmer.

„Mutter, liebe Mahon, der Großvater will noch hinaus gehn, dem Onkel entgegen, aber ich will es nicht leiden, denn es ist schon spät und wird bald Abend seyn, und wenn ich auch das Geschwätz von dem Berggeiste nicht glaube, so könnte doch der sogenannte Berggeist irgend ein böser Mensch seyn und dem guten Großvater ein Leid zufügen. Coan sagt es auch, er soll nicht hinausgehen, wenigstens nicht ohne ihn.“

„Ann, scherzte Tatenja“, laß mich nur los, ich will nicht ohne Coán hinausgehn; aber hinaus muß ich, denn ich denke, ich habe mich besonnen, wo die von Rodrigo beschriebene Höhle seyn kann, und will sie dem Onkel und Tavor zeigen.“

„O lieber Tatenja Großvater, da nimm mich doch auch mit, bat Nahna, ich möchte die Höhle gern sehen.“

„Das sollst du — aber heute geht es nicht an. Rufe Coán, daß er mich begleite; auch Tefin mag mit uns gehn.“

Nahon überließ sich, nachdem Tatenja in Begleitung Coán's das Haus verlassen hatte, ungestört ihrem Nachdenken; und Nahna blieb bei Groánen.

In der Höhle des Weißmantels hatte seit dem plötzlichen Verschwinden Rodrigo's eine ängstliche Stille das laute Toben der Grimpeiros verdrängt und keiner wagte das Versteck zu verlassen, so lange noch ein heller Strahl durch die Spalten des Felsens den Tag verrieth. Jetzt war es Abend geworden und die erwachende Fledermaus verkündete die Annäherung der Nacht; da ertönte das bekannte Zeichen der Schäferin und der Weißmantel verließ vorsichtig die Höhle. Mit Hülfe des gutmüthigen Nahon war Chapy aus ihrer Fast entsprungen und unter einem ähnlichen Vorwande, wie der war,

durch den sie Domingo am Abend vorher getäuscht hatte, ins Freie hinaus gekommen. Mit wenigen Worten erzählte sie dem Weißmantel, was sich mit ihr zugetragen hatte und wie alle Bewohner der Fazenda beschäftigt wären, die von dem Fremden beschriebene Höhle aufzufinden. „Aber, setzte sie hinzu, ich habe sie alle getäuscht und nach der ganz entgegengesetzten Richtung hin, den Ort beschrieben, wohin ich gestern Abend gegangen war, und indem sie ihm ein rothes Kästchen überreichte — hier ist etwas von den Schätzen, die du zu haben wünschtest.“ In dem Augenblick, als der Weißmantel das rothe Kästchen aus der Hand Chapy's entgegen nahm, wurde ein Geräusch hörbar, das von den Tritten mehrerer Personen erzeugt zu sein schien. „Laß uns in jenes Gebüsch treten, flüsterte Chapy leise, ich höre Tritte.“ Beide zogen sich in das bezeichnete Gebüsch zurück. Immer näher und näher kamen die Tritte und ganz deutlich unterschied das scharfe Ohr Chapy's, von welcher Seite her die Gefahr drohte. Sie hielt es für rathamer, in die Höhle zu treten und der Weißmantel folgte ihrem Vorschlage. Kaum hatten sie die Oeffnung hinter sich geschlossen und sich lau- schend im Innern der Höhle, dicht an dem Eingange, verborgen, als auch schon Taylor und Adolph, von

Rodrigo geführt, vor demselben erschienen. Eduard war nach Hause zurückgekehrt, in der Absicht, seine Reuter zu Fuß nach dem von Rodrigo bezeichneten Orte zu führen und den Weißmantel mit seinen Consorten aufzuheben. An dem Steg des Pororóca angelangt, kam ihm Tatenja mit seiner Begleitung entgegen, der, als er hörte, nach welcher Gegend die übrigen gegangen waren, um die Höhle aufzusuchen, versicherte, daß er im Begriff gewesen sey, sie eben dorthin zu führen. „Ich werde langsam voran gehen, beeile dich, daß du uns mit deinen Reutern bald nachkommst, aber laß dir zur Vorforge von Mahon einige Fackeln geben, damit, wenn die Expedition lange dauern sollte, wir nicht in der Dunkelheit zurückzugehen brauchen.“

„Hier ist der Eingang, sagte Rodrigo, als er den Stein gefunden hatte, der zum Verschließen desselben diente, wenn der Bewohner die Höhle verlassen hatte. Ich erkenne ihn an diesem Stein, der vor demselben lag, als wir das erste Mal hier anlangten und der von dem Weißmantel mit großer Mühe weggeschoben wurde.“ Tator untersuchte die Oeffnung und fand den inwendig vorgelegten Stein. Er gab den Uebrigen ein Zeichen und sie entfernten sich stillschweigend von dem Eingange. Fern genug, daß die in dem Felsen Verborgenen seine Worte nicht mehr

hören konnten, sagte er: „Auf dem Wege der Gewalt gelangen wir hier nicht zum Ziele. Zwei Menschen sind hinreichend, uns den Eingang von Innen zu versperren, wir müssen sie mit List aus ihrem Verstecke locken.“ Jetzt aber war guter Rath theuer, welche List dabei anzuwenden sey. Während sie noch überlegten, kam Tatenja mit seiner Begleitung und bald darauf auch Eduard mit seinen Reutern, die brennende Fackeln trugen, herbei. „Wir wollen die Besatzung auffordern, sich gutwillig zu übergeben, sagte Adolph, und die Drohung hinzufügen, sie im Weigerungsfalle verhungern zu lassen.“ Nach einigem Hin- und Hersinnen nahen sie sich, unter dem Schein der Fackeln, noch einmal der Oeffnung und bemerkten zu ihrem Erstaunen, daß der Stein, der innerhalb der Oeffnung gelegen hatte, weggehoben und der Eingang dadurch offen war..

„Sie sind entsprungen“, meinte Tavor, Rodrigo aber versicherte, daß dies unmöglich sey, indem 9 Menschen mit Waffen aller Art versehen, nicht in so kurzer Zeit und so geräuschlos aus der Höhle gekommen seyn könnten.

Ehe sie noch zu einem bestimmten Entschluß gelangen konnten, war Tefin schon in den Eingang geschlüpft und behutsam den langen Gang entlang gekrochen. Bei der Oeffnung, die zu dem weiten

Raume der Höhle führte und durch eine große Steinplatte versezt war, bemerkte er zuerst den Wiederschein des auf dem Heerde brennenden Feuers, dann hörte er das Geflüster der Grimpeiros, die nichts von dem ahneten, was außerhalb der Höhle vorging und nur aus Furcht entdeckt zu werden, seit dem Verschwinden Rodrigo's, ihren rauhen Stimmen einen Dämpfer aufgesetzt hatten. Tefin froh ebenso behutsam zurück und berichtete seinem Herrn, was er gesehen und gehört hatte. Sogleich entwarf Tatenja einen Angriffsplan. Tavor, Eduard und Coan mit der Hälfte der Reuter drangen in die Höhle, während er und Adolph mit der andern Hälfte sich außerhalb der Höhle aufstellte. Die Grimpeiros, welche das Geräusch das die behutsam Eindringenden verursachten hörten, öffneten, in der Meinung der Weißmantel kehre zurück, unbefangen den Eingang; aber erschrocken bei dem Anblick der vor ihnen stehenden Reuter, sprangen sie vom Boden, an dem sie sich gelagert hatten, auf und griffen zu den Waffen; aber die Uebermacht war zu groß und der Angriff zu unverhofft, als daß sie auch nur auf Augenblicke Widerstand leisten konnten; sie ergaben sich ohne Schwertstreich. Der Weißmantel und Chapy waren aber nicht unter den Gefangenen; sie hatten die erste Entfernung Tavor's zur Flucht

benutzt und lieber die Grimpeiros als sich selbst preisgegeben.

Eduard befahl die Gefangenen zu entwaffnen und die Höhle genau zu untersuchen. Er selbst nahm eine Fackel und beleuchtete alle Ecken und kleinere Vertiefungen. Jetzt fand einer der Reuter die Waffen des Weißmantels. „Was ist das, rief dieser, das ist ja der Karabiner des entsprungenen und verschwundenen Sergeanten Jozé.“ Alle Reuter bestätigten bei näherer Untersuchung diese Aussage und es schien nun keinem Zweifel mehr unterworfen, daß der Weißmantel, der gefürchtete Verggeist, kein anderer war, als der Sergeant Jozé. — Die Grimpeiros mußten in der Höhle bleiben, unter der Aufsicht einiger Reuter, welche gleichfalls ihr Nachtquartier in der Höhle aufschlugen. Während sich die in die Höhle Eingedrungenen auf eben beschriebener Weise beschäftigten, hatte Adolph und Tefin, mit einem Theil der außerhalb der Höhle gebliebenen Reuter, bei dem hellen Schein der Fackeln die Umgebungen untersucht und in demselben Augenblick, als Tavor, Eduard und Coan wieder ins Freie getreten waren, das Gebüsch erreicht, in welchem sich der Weißmantel und Chapy gewöhnlich bei ihren nächtlichen Zusammenkünften verabzogen. Schon wollten sie auch diesen Punkt verlas-

sen, als Tekin bei dem Schein der Fackel einen weißlich schimmernden Gegenstand ins Auge faßte und die neben ihm befindlichen Reuter darauf aufmerksam machte; diese gingen auf den bezeichneten Gegenstand los und ergriffen, unter einem lauten Halloh, den tief im Gesträuch versteckten Weißmantel und seine schwarze Schäferin. Sie zogen ihn gewaltsam ans Licht und das blasser Todtenantlig' des Sergeanten Jozée funkelte ihnen entgegen. Eduard trat herzu und nachdem auch er ihn erkannt hatte, ließ er ihm die Hände auf den Rücken binden und zu den übrigen Gefangenen in die Höhle führen. Chapy weinte und fiel vor Tatenja bittend auf ihre Knie nieder. Sie bat für ihn, der sie zur Untreue gegen ihre Herrschaft verleitet hatte und gab in kurzen Sätzen Aufschluß über sein plötzliches, spurloses Verschwinden, am Tage der Verwundung Mahons. Als sie noch in der Villa ricca da ponta war, so erzählte Chapy, hielt der Sergeant Jozée öfter bei seinen Durchmärschen in dieser Villa Rasttag. Dort hatte sie ihn kennen gelernt und von seinen Versicherungen bethört ihm das Versprechen ihrer Liebe und Treue gegeben und ihn an dem Tage, als er durch seine frevelhafte That Mahon verwundete, zum erstenmal seit langer Trennung wiedergesehen.

Die Erinnerungen aus jener Zeit ihrer ersten Be-

kenntschafft mit ihm, waren bei seinem Anblick erwacht und hatten die für Pahon flüchtig empfundene Liebe mächtig aus ihrem Herzen verdrängt. Augenzeuge der Gefahr in der das Leben des ersten Geliebten nach der fürchterlichen That schwebte, war sie ihm zu seiner plötzlichen Flucht aus der Fazenda behülfflich gewesen und hatte ihn, von jener Zeit an, in seinem Versteck, so oft sie die Schaafte hütete, besucht und mit Lebensmitteln versorgt.

Nachdem auf diese Weise der Zweck ihrer Unternehmung vollständig erreicht worden war, schickten sich alle zum Rückweg nach der Fazenda an. Noch ein Wachtposten von 3 Reuter blieb bei dem verschlossenen Eingang der Höhle zurück und die übrigen Reuter folgten ihrem Officiere, der im Gespräch mit Adolph neben Tatenja herging. Chapp, die unglückliche Geliebte, ging als Zielscheibe des Spottes der Reuter, schluchzend vor Tekin her, dem sie zur Bewachung überwiesen worden war.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Auch in dem Herzen des Wilden
Regt sich der Liebe Gefühl;
Nur um es höher zu bilden
Zeig' ihm der Christenheit Ziel.

Immer noch stand Mahon an dem offenen Fenster und schaute unverwandten Blickes nach der Pforte hin, obgleich die Dunkelheit der Nacht ihr schon längst das Ziel verschleiert hatte. „Liebe Mutter, rief die eiligst an der Hand Groänens eintretende Mahna, denke dir, die Chappy ist aus ihrer Haft entsprungen.“ Groäne sagte bestätigend: „ja der ungeschickte Pahon hat sie sogar zur Pforte hinaus gelassen. Ich begreife nicht, was das mit dem Mädchen für eine Bewandniß haben muß.“

„Horch! unterbrach Mahna, jetzt werden sie kommen.“ Mahon fuhr aus ihrem Nachdenken erschrocken zusammen. Sie bog sich zu dem offenen Fenster hinaus um dem Geräusch zu lauschen, das von der Pforte herauf zu tönen schien. „Welcher Diener ist auf der Warthe?“ fragte sie plötzlich, nachdem sie lange einem fremdartigen Getöse,

das sich außerhalb der Pforte hören ließ, prüfend nachgeforscht hatte.

„Domingo!“ antwortete Croâne. „Um's Himmelswillen! eile hinaus und befehl ihm, daß er die Pforte nicht öffne; das sind die Unsrigen nicht.“ Croâne eilte hinaus und kam grade noch zeitig genug um den Befehl der Herrin dem Diener zu verkünden. Immer näher und näher kam das murmelnde Getöse und ehe noch Croâne ins Zimmer zurückgekehrt war, erschallte ein schneidender Aufgellend durch die Lüfte. „Das Gultengeschrei der Saïtes! rief Mahon, Gott sey uns gnädig!“

Zitternd stürzte sie zur Thür hinaus und zog selbst an dem Strange der Glocke, daß das Noth verkündende Zeichen dumpf über die Berge verhallte. In wenigen Minuten waren alle Bewohner der Fazenda versammelt und die Bewaffneten nahmen ihre Plätze auf der Warthe und hinter der Mauer ein.

Copry, der beständige Jagdgefährte Tayors, der einige Wochen hindurch krank darnieder gelegen, jetzt aber wieder völlig genesen war, übernahm es, die Bewaffneten zu vertheilen und trat als Befehlshaber in Abwesenheit Tayors auf die Warthe. Noch niemals hatten die Wilden ein so furchtbares Getöse bei ihrem Angriff verursacht; es schien als wollten sie dadurch im Voraus ihren Sieg verkünden.

Obgleich die Oberhäupter der Colonie außerhalb der Gebäude waren, so fehlte doch nichts was zur zweckmäßigen Vertheidigung der Fazenda gehörte und selbst die Schleuse war geöffnet und das Wasser schoß, als ob es die Größe der Gefahr kannte, mit Blitzesschnelle und tobend in den Graben.

Erst nachdem alles zur Vertheidigung gehörig veranstaltet war, schien Mahon ihre Ruhe und Sicherheit wieder zu erlangen, die sie sonst bei jeder ähnlichen Gelegenheit verließ. Die Abwesenheit aller derjenigen Personen, die ihr Schutz und Beistand sein konnten, war der Hauptgrund ihrer ungewöhnlichen Angstlichkeit, die durch die Aufregung ihrer Phantasie noch gesteigert wurde. Wäre nur Coan hier, dachte sie, daß er die Wilden besänftigen könnte und ahnete nicht, daß grade er die Ursach ihres plötzlichen Erscheinens war. Der Vortag, den er in der höchsten Aufregung seiner Leidenschaft mit Tagesanbruch entließ, hatte den Häuptling der Saïtes mit seiner mehr als 200 Köpfe starken Rotte schon auf dem halben Wege nach der Panhoma getroffen und ihm den Gruß Coans mit denselben Worten ausgerichtet, die ihm dieser beim Abschied sagte. Kein Wunder also, daß sich der Wilde bereitete, die Fazenda zu erreichen, in der festen Uezeugung, sein Ueberfall müsse durch die Vermittlung

und die ihm bekannte Gewandtheit seines Sohnes, vollständig gelingen. Er hatte gleich bei seiner Annäherung seine Wilden in verschiedene Trupps rings um die Fazenda vertheilt und ihnen den Befehl ertheilt, sobald er ein dazu besonders verabredetes Zeichen geben würde, auf allen Punkten zugleich vorzurücken, den Graben mit Hülfe eigens dazu mitgebrachter Baumstämme zu überschreiten und auf jede mögliche Weise in das Innere der Fazenda einzudringen und nichts zu schonen als das Leben Góans, seines Sohnes.

Auf dem höchsten Punkte des Vogelberges angelangt, hörte Tatenja die dumpf verhallenden Töne der Thurmglöcke. Er hielt an und lauschte dem Klange, dessen Zeichensprache er, als Erfinder derselben, genau zu unterscheiden wußte. „Tayor! rief er, hörst du die Glocke, sie ruft aus zur Hülfe. Was kann vorgefallen seyn, daß sie uns so ängstlich zur Rückkehr mahnt.“

Mit der Kraft des Jünglings beeilte Tatenja seine Schritte und sein ganzes Gefolge mußte die Schnelligkeit bewundern, mit der der Greis den Berg hinab ins Thal schritt. Fast lautlos erreichten sie die äußerste Umzeumung der Fazenda. Das erste das sie bei dem Scheine der Fackeln gewahrten, war ein Trupp Wilder, der den Uebergang

über den Graben an diesem Punkte jedoch vergebens versuchte.

Jetzt erkannte Tatenja die Ursach des Hülferufs der Glocke. Ohne zu ahnen, daß die Wilden in einer so großen Anzahl den Ueberfall versuchten, gab er Eduard den Wunsch zu erkennen, den vor ihnen auf einem Punkt am Graben zusammengebrängten Haufen der Wilden anzugreifen. Pfeilschnell schoß der junge Officier mit seinen Reutern, unterstützt von Tavor und Tefin, auf die Wilden zu und trieb sie den Graben entlang, unter immerwährendem Halloh, vor sich her. Soan von der Ahnung getrieben, daß die Angreifenden die durch seinen Wunsch herbeigelockten Saites sein möchten, rief dem Officier zu, seinen Angriff zu mäßigen. „Laßt mich voran! rief er, sie kennen meine Stimme und werden ihr Vorhaben aufgeben sobald sie meine Befehle vernehmen.“

In wenigen Augenblicken war er an der Spitze der Reuter und rief mit furchtbarer Stimme den fliehenden Wilden sein halt! nach. Mehrere Mal mußte er seine Ausrufe wiederholen, ehe es ihm gelang, die Fliehenden zum Stehn zu bringen. Endlich hörten sie seine Stimme und wendeten sich, jedoch nur mit großer Vorsicht, nach ihm um. Bei dem Scheine der Fackel erkannten sie seine majestä-

tische Gestalt und gehorchten nun seinem Zuruf. „Wo ist mein Vater!“ rief er ihnen donnernd entgegen. — „Bei der Brücke“ war die Antwort. „So folgt mir,“ befahl er, und wagte es nicht eine feindselige Handlung gegen diese die mich begleiten auszuüben.“ Die Wilden gehorchten und schlossen sich an den Trupp Reuter an, der von Eduard geführt, dicht hinter Coan geblieben war.

Vor der Brücke hatte der Häuptling der Saïtes seine Hauptmacht versammelt und war eben im Begriff, mittelst der mitgeführten Baumstämme, neben der Zugbrücke eine Rothbrücke zum Uebergang über den Graben aufzuschlagen, als Coan mit schnellen Schritten Tatenja an der Hand, die Menge durchbrach und vor seinen Vater trat. „Laß ab von deinem Unternehmen Vater! rief Coan dem Häuptling entgegen. Sieh ich bin frei wie du — und nicht in der Macht des Bösen, wie du glaubst, sondern in der Macht des guten Geistes, den wir verehren.“

Erstaunt und verwundert richtete der Häuptling sein ergrautes Haupt empor und als er seinen Sohn erblickte rief er in der Freude seines Herzens aus: „Coan! ja du bist es! der Bamonotoma hat wahr gesprochen. Noch ehe das neue Licht seine erquickenden Strahlen über die Flur verbreitet, so sprach er Heute, wirst du deinen Sohn in deine Arme schließen,

und seine Wahrsagung ist glücklich erfüllt.“ Die Wilden umstanden in einem großen Kreise, die sich sprachlos in den Armen liegenden Führer, und auf ihren Angesichtern zeigte sich die Freude in verschiedenen Gestalten. Von dem Schein der Fackeln erleuchtet, konnte Mahon von der Warthe, die sie bestiegen hatte, die seltene Gruppe übersehen und in ihrem herrlichen Auge perelte die Thräne des freudigsten Mitgefühls. Alle Anwesende waren von dem Anblick eben so gerührt und jeder vergaß, daß der Zweck ihres Zusammentreffens ein ganz anderer gewesen war.

Die Gaites lagerten in dem vor der Zugbrücke gelegenen Gebüsch, aber Tanjuéta, ihr Häuptling, nahm das Anerbieten Tatenjas an und übernachtete in dessen Wohnhaus, nachdem er mit der Familie auf civilisirte Weise ein Abendessen eingenommen, wie er es in seinem ganzen Leben noch nicht gesehen hatte. Die Art der Zubereitung und die Mannigfaltigkeit der Speisen behagte ihn ebensowohl als der gute Wein den ihm Tatenja vorsetzte, und an dem er sich wirklich zu laben schien.

Dem Jureben Soans gelang es, Tanjuéta zu vermögen den projectirten Krieg gegen die Topinambas, wenigstens fürs Erste, aufzugeben und daß er versprach noch einige Zeit als Gast in der Fazenda zu verweilen.

Auch gefiel ihm der von Góan ausgesprochene Gedanke, daß er auf gleiche Weise wie Latenja im Kleinen, der Gründer eines civilisirten Staats im Größern werden könnte, und gern hörte er die in dieser Beziehung von Latenja gemachten Entwürfe mit an. — Bis spät in die Nacht hinein sprachen sie über diesen Plan, der zuerst in der Seele Góans entstanden war und Niemand fühlte das Bedürfniß der Ruhe.

Mahon hatte zwar im Anfang an dem Gespräch Theil genommen, allein zu beunruhiget durch den Gedanken an Góans leidenschaftlicher Liebe, suchte sie eine schickliche Gelegenheit zu benutzen, um sich auf einige Zeit mit Adolph aus der Gesellschaft zu entfernen und in ihrem Zimmer mit ihm die Mittel zu besprechen, den Indianer, wie sie sich ausdrückte, auf den rechten Weg zurück zu führen. Es war genug, daß Adolph die Aeußerungen Góans erfuhr, um die Ueberzeugung zu fassen, daß derselbe nicht länger mit Tavor unter einem Dache in der Nähe Mahons bleiben könne. Die Art und der Vorwand seiner Entfernung waren leicht gefunden.

„Liebe Mahon, sagte Adolph, du weißt daß mich der Wunsch meine Schwester Philippine wiederzusehn, für jetzt nicht länger hier weilen läßt. Ich werde die Gelegenheit benutzen, unter dem

Schutze meines Sohnes, der mit seinem Commando nach seiner Station zurückmarschiren muß, wenigstens bis in die mehr bevölkerten Umgebungen Rio de Janeiro's zu kommen. Was meinst du dazu; wenn ich Coan beredete mit mir nach Pissabon zu reisen, damit er, ein so talentvoller Jüngling, sich dort in den Wissenschaften und Sprachen unterrichten und überhaupt Weltkenntnisse erwerben könne. Ich glaube er wird meinen Vorschlag annehmen, wenn ich ihn mit der Aussicht schmeichle, daß er gebildeter und vollkommener dereinst wieder hierher zurückkehren soll.“ Mahon war erfreut über diesen Gedanken, dessen Ausführung jedenfalls wohlthätig auf die Ruhe Tayors und auf ihr häusliches Glück einwirken mußte; und sie bat den vortrefflichen Onkel nur seine Abreise so lange zu verzögern, bis daß die verabredete Taufe Coans erfolgt sey. Mit Freuden willigte Adolph in diese Verzögerung und beruhigt kehrten beide zu der immer noch im lebhaften Gespräch begriffenen Tischgesellschaft zurück.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Hörst du die Glocken vom Dome hernieder?
Ründen des Tages glänzende Pracht,
Wecken der Andacht erhabene Lieder,
Dankbar dem Ew'gen zum Opfer gebracht;
Laden zur Feier die christlichen Glieder:
Glücklich aus ewigem Dunkel der Nacht,
Kehrte der Engel der Liebe uns wieder,
Bringt eine Seele dem Glauben erwacht.

Schöner hatte die Morgensonne noch nie das anmuthige Thal in welchem die Fazenda Tatenja's lag mit ihren Strahlen beleuchtet, als an dem von den Bewohnern schon lange mit Sehnsucht herbeigewünschten 20sten August, der als Geburtstag der lieblichen Nahna von Tatenja und Mahon dazu erwählt worden war, jene durch Einsegnung und Confirmation und den indianischen Jüngling durch vorhergegangene Taufe in den Bund der Christenheit aufzunehmen. Alles hatte sich dazu vereinigt diesen Tag zu dem denkwürdigsten in der Chronik der Colonie zu erheben, denn nicht allein daß es das Wiegenfest und die Einsegnung der nun zwölf Jahr alt gewordenen Tochter Mahons und zur Taufe des Indianer Góan bestimmt war, sollte

er auch der Trauungstag der schon seit einem Jahr verlobten Coãne mit ihrem Halbvetter Copry, dem treuen Jagdgefährten Tayors, werden, und alle Bewohner in demselben nach der Trauung das Abendmahl empfangen.

Schon mit Tagesanbruch verkündete das Geläute beider Glocken das Beginnen des großen Festtages. Die Häuser waren von oben bis unten mit Girlanden von Blättern und Blumen geschmückt, das Wasserbehälter ringsherum mit grünen Zweigen eingefaßt, vor der Hausthür und am Fuße des Kapellberges Triumphbogen erbaut und die Kapelle sowohl von Innen als von Außen mit Blumen und Kränzen aufs geschmackvollste verziert.

Rings um die Fazenda lagerten die Gaites mit ihren Weibern und Kindern in gut construirten Hütten mit Schilf und Laub bedeckt, und erhöhten die Feier des Tages durch ihre Gegenwart und freudige Theilnahme. Auf Coãs Veranlassung hatte der Häuptling dieser sonst so furchtbaren Rotte sich entschlossen, sich selbst und sein Volk an ein civilisirtes Leben zu gewöhnen und in der Nachbarschaft der Fazenda seinen Wohnsitz für die Zukunft, zur Feier der Taufe seines Sohnes aber eine Art von Lustlager neben den Umzäunungen der Fazenda aufzuschlagen. Der Bau der Hütten, die mit bun-

ten Fähnlein geschmückt wurden, war unter der Leitung Tatenjas und Adolphs sehr schnell von Statuten gegangen und alle Bewohner der Fazenda hatten zu demselben hülfreiche Hand geleistet.

Die Kinder der christlichen indianischen Familien, die schon länger Bewohner der Colonie waren, versammelten sich, Palmzweige in der rechten Hand tragend, zuerst in dem geräumigen Hofe und traten, die kleine Rathama, die Tochter Croáncus an ihrer Spitze, dem nach der Kapelle in Bewegung gesetzten Zug voran. Die Gaites mit ihren Bögen und Pfeilen auf dem Rücken und gleichfalls mit grünen Zweigen in der Hand, bildeten von dem Wohnhause aus bis zur Kapelle ein Spalier, durch welches der Zug sich bewegte. Ihre Frauen und Kinder standen in mannigfaltigen Gruppen auf dem Kapellberge und sahen erwartungsvoll den Kommenden entgegen.

Auf ein gegebenes Zeichen setzte sich der Zug unter dem Geläute der Glocken in Bewegung. Den mit Palmzweigen geschmückten Kindern folgte Tatenja in seiner Amtstracht, hinter ihm Nahna in einem einfachen weißen Kleide, die Flechten ihres schönen Haares mit Blumen geschmückt, eine weiße Rose und das Gesangbuch in der Hand tragend und geleitet von den bereits eingesegneten Mädchen der

Colonie, gleichfalls in weißen Gewändern und Palmzweige tragend; dann folgte Cöan in europäischer Tracht, von dem Häuptling der Gaites und von Rodrigo, seinem Gespielen aus den Kinderjahren, und Eduard geführt und von den unverheiratheten Männern und den Jünglingen gefolgt; hinter diesen Groäue und Gopry im hochzeitlichen Schmuck und dem Brautpaare zunächst Mahon mit allen verheiratheten Frauen der Colonie; die verheiratheten Männer, an deren Spitze Adolph und Tavor, folgten und die Reuter beschloßen den Zug.

Nach einer kurzen gehaltvollen Rede, die Tatenja mit wahrer Begeisterung sprach, schritt er zuerst zur Taufe des Indianers, die von den außerhalb der Kapelle aufgestellten Reutern mit einer dreifachen Salve aus ihren Karabinern begleitet wurde; dann trat Mahna und Cöan zum Altar und empfingen von seiner Hand die Confirmation. Einstimmiger Gesang der versammelten Menge machte den Uebergang zur Trauung Groänens und Gopry's, und während des Schlußgesanges reichte der hochbeglückte Greis allen christlichen Anwesenden paarweise das Abendmahl.

Thränen der Freude im Auge schloß Mahon nach vollendeter Feier die liebliche Tochter in ihre Arme; und freudige Ahnung erfüllte ihr mütterliches Herz.

Der Häuptling der Saïtes hatte mit innigem Wohlbehagen der Feierlichkeit seine ganze Aufmerksamkeit geschenkt und in seinem Herzen schien die Ahnung des Höheren mächtig zu erwachen; in seinem Auge perelte eine große Thräne, als er den Christ gewordenen Sohn fest in seine Arme schloß.

Tatenja war erschöpft von der ungewöhnlich großen Anstrengung und mußte einige Augenblicke der Ruhe pflegen, um an der nun folgenden geselligen Freude Theil nehmen zu können. Mahon und Mahna hatten ihn in sein Schlafgemach gebracht. „Nun habe ich das Ziel meiner höchsten Wünsche erreicht,“ sprach er, das dankerfüllte Auge gen Himmel gerichtet, „Herr dein Wille geschehe!“ und sanft wiegte ihn der Schlummer in anmuthsvolle Träume.

Tage der Freude durch nichts getrübt, folgten dem Feste, das noch jahrelang der Gegenstand der Erinnerung der Bewohner blieb und dessen Andenken alljährlich durch die Feier des Geburtstags der Tochter Mahons erneuert wurde.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Die Trennung von dem Wesen das wir lieben
Erzeuget Schmerz, dem Manne selbst zu groß;
Wer nur daheim im Vaterhaus geblieben,
Der kennt es nicht, das martervollste Loos.
Leb' wohl! ertönt's und alle Pulse beben,
Es ist, als gest es Trennung von dem Leben.

Die Feierlichkeiten waren beendet und die Bewohner der Fazenda hatten ihre täglichen Beschäftigungen im Hause und auf den Feldern wieder begonnen; aber in dem Lager der Gaites herrschte immer noch der Jubel und verbreitete sein fröhliches Echo über die Flur; Tanz, Gesang und Spiel beschäftigten abwechselnd die dem Frohsinn ergebenden Wilden, während ihr Häuptling damit beschäftigt war, an dem Ufer des Rio St. Francisco eine zur Ansiedelung geeignete Ebene aufzusuchen; von Tatenja und Tavor begleitet durchstreifte er die Gegend und entwarf einen vollständigen Plan zur Ausführung seines Vorhabens. —

Abolph und Cöan waren wie unzertrennlich von früh bis zum Abend in traulichen Gesprächen versunken, an denen Niemand als Rodrigo Theil

nahm, und wenn sie auch dem Saiten-Hauptling bei seinen Entwürfen behülflich waren, und ihn auf seinen Wanderungen zuweilen begleiteten, so beschäftigte sich ihr Geist doch mehr mit dem von Adolph vorgeschlagenen Reiseplan, den Coan mit Begeisterung erfaßt hatte und der auf einige Zeit den Gedanken seiner Liebe beherrschte. Er hatte treulich Wort gehalten und Mahon mit allen seinen Gefühlen und Wünschen bekannt gemacht und sie dadurch in den Stand gesetzt, denselben die glücklichste Richtung zu geben. Adolph hatte nicht versäumt, ihm das Angenehme und Beliehrende einer Reise nach Europa in einem höchst anziehenden Lichte zu schildern, und Rodrigo fügte die Beschreibung der Hauptstadt Brasiliens und der Umgebungen derselben hinzu, die nur treu nach der Natur gegeben zu werden brauchte, um das Interesse eines ganz unerfahrenen Gemüths aufs Höchste in Anspruch zu nehmen; so daß Coan kaum den Tag der Abreise erwarten konnte.

Nur selten und immer nur auf Augenblicke ward seine aufs Höchste gespannte Phantasie durch den Gedanken der Trennung von Mahon und Rahna trübe herabgestimmt. „Sie werden dich lieber gewinnen, tröstete er sich, wenn du mit Erfahrungen bereichert zurückkehrst und ihnen erzählen kannst was

du in jenen Ländern gesehen hast.“ Noch ehe Alles zur Abreise Adolph's und seiner Begleiter geordnet war, hatte der Häuptling der Gaites in der Nähe der Panhoma einen Strich Landes, dicht an dem Ufer des Rio St. Francisco zur Ansiedelung ganz geeignet gefunden und mit Hülfe Taylor's und Copry's den von Tatenja entworfenen Plan auf dem Felde abgesteckt. Alle Bewohner der Fazenda waren dabei behülflich gewesen und Tatenja hatte das Ganze geleitet. Obgleich dem Gaiten Coan's Entschluß zur Reise mit Adolph nicht willkommen war, so tröstete er sich doch mit dem Gedanken, daß sein Sohn recht bald zurückkehren würde und zu sehr mit der Gründung seines neuen Staates beschäftigt, erschien ihm eine längere Trennung von ihm nicht in dem trüben Lichte, wie dies unter anderen Umständen der Fall gewesen seyn würde.

Mahon und Nahna saßen wie gewöhnlich um die Kühlung der Abendluft zu genießen, mit ihren weiblichen Arbeiten beschäftigt, in der Rosenlaube.

Warum bist du heute so wortarm?, fragte Mahon ihre gedankenvoll neben ihr sitzende Tochter, die von dem Tage ihrer Einsegnung an, nicht mehr so gern als früher mit ihren Puppen spielte, und sich lieber mit ihrer Mutter unterhielt.

„Sagte mir Góan doch, er wolle mit dem Onkel Adolph nach Europa zur Tante reisen, soll ich da nicht traurig seyn? Wer wird nun mit mir ins Feld gehen und mir Blumen zu meiner schönen Sammlung suchen helfen und mir Schmetterlinge fangen?“ Mahon seufzte leise, dann aber sprach sie: „Er wird dir auf seiner großen Reise recht schöne Blumen pflücken und sie dir, wenn er zurückkommt, mitbringen.“

„Aber wie lange wird er von uns entfernt seyn, ehe er wiederkommt — und wie viele schöne Städte und Gegenden wird er sehen und darüber vergessen, daß er mir Blumen pflücken soll. — Ich dachte liebe Mutter, wir begleiteten ihn auf seiner Reise.“

„Das wollen wir mit unserem Geiste thun, meine Mahua, er soll nicht ohne uns reisen.“

„Ja, ich will immer an ihn denken und meine Gedanken werden ihn zwingen, daß er, wenn er eine schöne Blume findet, auch an mich denken muß. Ist denn der Tag seiner Abreise schon bestimmt?“

„Er ist bestimmt, schon Morgen wird er und der Onkel Adolph, Eduard und Rodrigo uns verlassen.“

„Morgen schön?“, fragte Nahna und verstimmte.

Den Vorabend der Abreise des geliebten Bruders feierte Tatenja in dem engeren Kreise seiner Familie. Er hatte mit Adolph noch so Manches für die Zukunft und über die Regulirung des ihm zugefallenen Antheils der bedeutenden Hinterlassenschaft seines verstorbenen Oheims zu besprechen, daß er mit den Gliedern seiner Familie allein zu seyn wünschte. Mit inniger Freude nahm der edle Greis das Versprechen Adolph's, seine Rückkehr zu beschleunigen, entgegen; denn in seinem Herzen sprach die Stimme der Vorahnung, daß der Faden seines Lebens für diese irdische Welt bald abgesponnen seyn würde. „Ich habe mein Werk vollbracht, sagte er mit ruhigem Ernste, und wünsche nichts sehnlicher mehr, als in deinen Armen, mein Bruder, zu sterben.“

„Laß mich, entgegnete Adolph, mit dem Vertrauen von dir scheiden, daß wir uns noch einmal glücklich wiederschen, ehe du zu dem bessern Leben hinübergehst. Du darfst uns auch nicht eher verlassen, bis du den neuen nachbarlichen Staat in seiner vollen Blüthe gesehen; und hast auch für dein geistliches Amt noch einen wichtigen Dienst zu vollbringen, der einem Anderen nicht überlassen bleiben

darf. Sieh hier das Ebenbild deiner herrlichen Mahon, bei diesen Worten hielt er die Enkelin Rahna dem Bruder entgegen, ihr hast du noch den Brautkranz ins Haar zu flechten und noch einen Segen vor dem Altar zu geben.“

Tatenja küßte seine lieblosende Enkelin und eine große Thräne der Freude rollte über seine Wange.

„Gottes Wille geschehe!“ sagte er, und eine innige Umarmung unterbrach das Gespräch.

„Wenn du recht bald zurückkommst, lieber Dunkel Adolph, sagte Rahna, und unsern Göan wieder mitbringst, so will ich dich auch recht, recht lieb haben.“

Tayor erröthete, aber als ob er sich des Gedankens schämte, der seine Seele bei den Worten Rahna's durchflog, stand er auf und küßte seine Gattin. Mahon erwiderte seinen Kuß mit inniger Zärtlichkeit und strich ihn die schwarzen Locken sanft von der Stirn.

Mit dem Anbruch des neuen Tages waren alle Bewohner der Fazenda, ohne Ausnahme schon thätig, um den Abreisenden behülflich zu seyn und sie noch einmal zu begrüßen. Die Pferde standen gesattelt und gepackt, und eben waren Adolph und

Eduard aus dem Hause getreten, um sich selbst zu überzeugen, daß Alles nach ihrem Wunsche geschehen sey; da trat Mahon mit kläglichem Gesichte zu Adolph, und indem er seinen Fuß umfaßte, bat er flehentlich, er möchte noch vor seiner Abreise ein gutes Wort bei dem Herrn einlegen, daß seine geliebte Chappy frei gelassen würde.

„Sie ist unschuldig, betheuerte er, und nur von dem Sergeanten verführt worden.“ Adolph gewährte seinen Willen und Tatenja ließ die schwarze Schäferin aus ihrem Gewahrsam holen, damit sie selbst noch bei Adolph für seine Fürsprache ihren Dank abstatte. Chappy kam und dankte, verlangte aber die Herrin eiligst zu sprechen. Vor Mahon geführt, warf sie sich auf ihre Knie und gestand ihr unter einem Strom von Thränen, daß sie nur deshalb ihre Freilassung vor der Abreise so sehnlich gewünscht habe, um ihr ein Geständniß zu machen, daß sie einem Andern nicht gethan haben würde.

„Ich habe dir deine Juwelen geraubt und sie dem Verbrecher gegeben, der mich zu diesem Schritt verleitete; noch ist es Zeit, daß du sie wieder erlangen kannst.“ „Gerührt über ihr Geständniß, hob Mahon sie auf und beruhigte sie, belehrend für die Zukunft.

Die Reuter hatten die gefangenen Grimpeiros und den Sergeanten bereits zum Aufbruch aus der Höhle geholt und waren im Begriff, mit ihnen abzumarschiren, als Eduard zu ihnen trat und dem Sergeanten befahl, das rothe Kästchen, das er von Chapy empfangen, herauszugeben. Jozéé weigerte sich nicht und reichte es dem Offizier mit verächtlichen Blicken, aus einer Falte des Mantels, in welcher er es, ohne es näher zu betrachten, verborgen hatte.

Eduard überreichte Mahon das Kästchen in Gegenwart aller Hausgenossen und Chapy's, die noch mit Thränen im Auge in einer Ecke des Zimmers stand. Mahon staunte beim Anblick desselben und nachdem sie es näher betrachtet, sagte sie: „Nun Chapy, wenn deine That nach dem Werthe des Geraubten bestraft werden sollte und nicht nach dem Willen, dann wirst du für diesmal freigesprochen, denn du hast mir nichts, als ein leeres Kästchen entwendet.“ Das Kästchen mit den Juwelen fand sich auch noch im Zimmer vor und es erklärte sich, daß Chapy in der Eile die beiden Kästchen verwechselt hatte. Niemand war glücklicher, als der gutmüthige Mahon, der vor Freuden den Onkel Adolph die Füße küßte.

Coan's Abschied von Mahon war herzergreifend. Durch Belehrung Adolph's hatte er einsehen

gelernt, daß seine Liebe zu Mahon, wenn er sie nicht unterdrückte, ihr häusliches und zeitiges Glück untergraben müßte; und so schied er sprachlos, aber das Thränen erfüllte Auge gen Himmel gerichtet. Durch die Umarmung Rahna's schien er Mahon die Größe seines Schmerzes erkennen geben zu wollen; er drückte das Mädchen so fest an sein Herz, und an seine Lippen, daß ihr das Bewußtsein fast auf Augenblicke verging und sie erst ganz wieder zu sich kam, als Coan bereits das Zimmer verlassen hatte.

Voran eilte ein Trupp Reuter, die Gefangenen in ihrer Mitte, dann folgte Adolph auf seinem treuen Rosse, das sich während seines Aufenthalts in der Fazenda weidlich gepflegt hatte; neben ihm Coan auf einem 4jährigen Hengst, den ihm Tatenja zum Geschenk gemacht hatte und Rodrigo auf einem nicht minder lebhaften Pferde, aus der Zucht der Fazenda. Eduard war bald bei dem Vortrabe, bald bei den Reisenden. Hinter den Reisenden folgten die Packpferde, von zwei Indianern der Fazenda geführt, und zum Beschluß der Haupttrupp der Reuter. —

Tayor, der gänzlich mit Coan ausgesöhnt war, konnte sich nicht versagen, den Onkel Adolph noch eine halbe Tagereise zu begleiten. Er und der Gaiten-Häuptling von einem Trupp berittener Gaites gefolgt, schlossen sich dem Zuge unbemerkt an,

um die lieben Reisenden plötzlich durch ihre Gegenwart noch einmal auf der Reise zu überraschen. —

Tatenja, Mahon und Nahna wehten mit ihren Taschentüchern den Abreisenden so lange ihr Lebewohl nach, bis sie in den Hohlweg verschwanden, und auf dem Kapellberge standen alle Bewohner der Fazenda und ahmten dem Beispiele Tatenja's theilnehmend nach.

IBR Nr. 6032
Jahr: 2009

IBR Nr. 6032
Jahr: 2001

Digitized by Google



